Wiener Historien

Adam Müller-Guttenbrunn



Wiener Historien

Die Zeitbücher, Band 54

Einbandentwurf von Hans Reger

A. Müller-Guttenbrunn

Wiener Historien



Reuß & Itta, Verlag, Konstanz am Bodensee.

Auf dem Kalvarienberg

Auf dem Kalvarienberg in Hernals bei Wien ist alljährlich einmal Saison. Mit dem Beginne der Fastenzeit hebt sich dort das Leben. Während die sündhafte Großstadtmenschheit noch Fest um Fest feiert und dem Karneval immer wieder eine neue Woche zulegt, beginnt das Volk bereits mit seinen Bußfahrten nach Hernals. Langsam schwillt das Leben und Treiben dort an. Die Wochentage sind im Anfang noch mäßig belebt, an Sonntagnachmittagen aber ist das Gedränge schon lebensgefährlich. Und das steigt fort bis zur Karwoche. Der Wagenverkehr auf der Hernalser Hauptstraße muß durch Sicherheitswachleute aufrechterhalten werden, und in die langgestreckte Kalvarienberggasse kommt man nur, wenn man sich von dem Menschenstrom, der dorthin flutet, tragen läßt. Das ist ein Gedränge und Geschiebe zwischen all den Verkaufsständen hindurch, den Händlern mit Heiligenbildern und Lebensmitteln jeglicher Art, Kinderspielwaren und Leckereien, Papierfähnchen und -Kronen, Baumkraxlern und Kasperln, künstlichen Blumen, Osterhasen und Gebetbüchern, Kipfeln und Rosenkränzen, Honiggläsern, heißen Würsteln und frommen Ansichtskarten. Und Berge von Orangen überall. Da und dort spielt in einer Toreinfahrt auch ein Leierkasten und der ihn begleitende Stelzfuß hält uns seine Mütze hin. Zwei Medaillen zieren die Brust des Alten ... Ueberall Lärm, Gelächter, Fröhlichkeit. Und sehr viel Jugend. Von fastenmäßiger Bußfertigkeit keine Spur.

Endlich weitet sich der Raum, wir sind auf dem St. Bartholomäusplatz, vor der Kirche. Und ein Seitenarm des Menschenstromes trägt uns zu einem Nebeneingange. Es ist die Pforte zu dem Kreuzweg, der sich, hochansteigend, als ein äußerer Zubau rund um die Kirche windet. Dicht eingekeilt geht es in dem von dem Gotteshause völlig getrennten Gange über Stufen steil empor. Vorn und hinten Menschen, Menschen. Wer einen Blick zurückwirft, sieht die Flut unter sich steigen und drängen. Aber es ist auf einmal ganz still geworden und die Männer haben die Häupter entblößt. Hoch oben nur hört man eine schnarrende, eintönige Stimme. Noch versteht man nicht, was sie verkündet. Bald aber sind wir dort. Mitten in der brandenden Flut steht, sie zerteilend und seine scheppernde Büchse schwingend, ein Mann. „Bitt' für'n Kalvariberg! — Gelt's Gott! Gelt's Gott!" Sonst nichts. Alles schweigt oder wispert leise, denn die Kreuzwegstationen haben begonnen.

Der Leidensweg des Herrn bis auf die Höhe des Kalvarienberges ist hier in plastischen Bildern dargestellt. An der Wand zu unserer Linken reiht sich Gruppe an Gruppe. Die Figuren, fast lebensgroß und bunt bemalt, treten lebendig aus der Wandfläche hervor. In der Dämmerung, die hier herrscht, fast schreckhaft. Schon hängen viele kleine Heiligenbildchen, die auf der Straße gekauft wurden, an den einzelnen Stationen. Und immer wieder langt aus dem schiebenden Gedränge, das nie stille hält, eine Frauen- oder Mädchenhand hinüber und nadelt rasch ein frommes Bildchen an eine der holzgeschnitzten Figuren. Da und dort liegt auf der Hand des Heilands, die das schwere

Kreuz, das seine Schultern drückt, festhält, eine Blume. Auf das Schweißtuch der Veronika, das sie dem Herrn darreicht, fliegt rasch ein Veilchensträußchen und bleibt in einer Falt liegen. Die hübsche Spenderin errötet und bekreuzt sich, indem sie weitergeschoben wird.

Wir sind auf der Höhe hinter dem Hauptaltar der Kirche. In einem Kuppelraum stehen wir dem Gekreuzigten und den beiden Schächern gegenüber. Beter knien am Rande der durch eine Galerie von uns abgegrenzten Schädelstätte. In der Mitte ein großer Opferstock, in den Gabe um Gabe fällt. Es ist aber auch hier kein Halt. Keiner hat Zeit für ein Gebet. Der Strom drängt von unten herauf weiter und wir kommen in den Gang, der abwärts führt. Links an der Wand geleiten uns wieder plastische Gruppen. Und „Bitt' für'n Kalvariberg! Gelt's Gott! Gelt's Gott!" auch hier.

Und weiter rauscht der Strom. Er fließt abwärts. Da und dort staut er sich an Händlern mit kirchlichen Dingen und jetzt bringt ein breitschultriger Riese ein neues Element in die Menge. Ein weißes Blatt blitzt überall auf, es kräuselt sich auf dem in die Tiefe wallenden Menschenstrom wie die Schaumkämme auf einem Wasserfall. Auch uns ist es in die Hand gedrückt worden. „Weitergeben! Weitergeben!" steht zweimal oben gedruckt. Und der Haupttitel lautet: „Ein Attentat!"

Noch immer schiebt sich die Menge unbedeckten Hauptes fort und man liest: „In Frankreich wütet eine entsetzliche Christenverfolgung. Eben ist man daran, die Kirchen zu erstürmen und die Tabernakel zu erbrechen. Begonnen hat diese Verfolgung damit,

daß man freie Schulen gründete und die christkatholische Ehe zerstörte." Und in diesem leidenschaftlichen Tone geht es fort. Fett und klobig gedruckt leuchtet einem wiederholt die „Zerstörung der Ehe" als die „Entehrung des Weibes" entgegen. Und vornehmlich den Frauen wurde der weiße Zettel in die Hände gedrückt, dessen Inhalt in der Forderung gipfelt, die Protestbögen zu unterschreiben gegen die von Protestanten und Juden gewünschte Reform des Ehegesetzes. Und als Herausgeber zeichnet ein „Verein für Volksaufklärung" ...

Langsam schiebt sich die von dem weißen Schaumkamme dieses Zettels überglitzerte Menschenflut hinab. Plötzlich wispert es leise: „Der Körberljud!" und lauter: „Ah da schau, der Körberljud!" Ich erblicke in einer der Wandgruppen, zu Füßen Marias, die Gestalt eines grotesken Juden hingekauert. Er trägt das Körbchen mit dem Werkzeug für die Kreuzigung und hält grinsend einen Nagel in der Hand, den er dem Heiland durch die Füße treiben wird. Ein dämonisches Behagen drückt sich in diesem Gesichte aus. Und das Volk schlägt dem Kerl jedes Jahr die Nase ein ... Der Strom treibt weiter.

Links und rechts neben uns wird es allmählich lauter und man fängt an, von dem und jenem schönen Ort zu reden, wo der Herrgott den Arm herausstreckt. Das Verlangen nach einem guten Trunk ist in allen lebendig. Und endlich weht uns die frische Frühlingsluft von der Ausgangspforte entgegen. Aber auch dort wird die Flut noch einmal geteilt durch einen, der wie ein Fels dasteht und seine scheppernde Sammelbüchse schwingt. „Bitt' für die Armen!" ist jetzt die Losung.

Und das „Gelt's Gott! Gelt's Gott!" verhallt schon im Lärm der Straße.

Nicht alle wenden sich gleich von hier den nächsten Heurigenschenken zu, viele streben noch in die Kirche selbst hinein. Und wir schließen uns ihnen an. Ein stattliches Gotteshaus. Eine weite hohe Halle. Und von Menschen dicht gefüllt. Aber unser kleiner Strom plätschert mitten durch, die Füße trappeln laut auf dem winterlichen Holzbelag des Steinbodens und man sieht, daß dieser Strom einen Abfluß nach links in die Kalvarienberggasse hat, daß hier für offene Türen und einen ungewöhnlichen Andrang vorgesorgt ist. Auf der Kanzel der dämmernden Kirche steht ein Priester im weißen Chorhemde mit bedecktem Haupte. Er predigt vor dieser unruhigen Menge. Seine Stimme hat einen hellen Klang und sie dringt durch. Er spricht über das Sakrament der Buße, über die Beichte. Und er tritt denen entgegen, die da behaupten, die Ohrenbeichte sei eine menschliche, eine priesterliche Einrichtung. Das sei unwahr. Nie hätte es jemand bewiesen. Das Sakrament der Beichte sei von Jesus selbst eingesetzt, es sei eine göttliche und keine menschliche Einrichtung. Nie hätte die Kirche freiwillig eine solche Last auf sich genommen. Sie mußte es tun, weil Gott es geboten habe...

Seine Rede ist vielleicht zu gebildet für das Publikum, dem er hier predigt, sie hat keinen volkstümlichen Unterton. Aber der Prediger ist nicht ohne Temperament und seine lebhafte Gebärdensprache unterstützt das Wort wirkungsvoll. Er schildert dem Volke das Verbrechen, das Judas an dem Herrn begangen durch seinen schnöden Verrat, und er gleitet hinüber zur

modernen Zeit, zu den Judassen von heute. Wir hören die Worte „Los von Rom" und andere Kampflosungen des Tages zu uns herüberschwirren, aber das Getrappel hinter uns verschlingt die Zusammenhänge und der Kanzelredner tut uns fast leid. So viele Menschen sind in dieser Kirche, er aber spricht nur zu wenigen. Da das Ohr nicht auf seine Rechnung kommt, sucht das Auge seine Schaulust zu befriedigen. Dort der Hochaltar mit einem seltenen Bilde des heiligen Leopold. Schild und Adler, nicht aber die fünf himmelanstrebenden babenbergischen Wappenvögel sind hier seine Begleiter, diese stolzen kleinen Adler, die mir immer wie Lerchen erschienen und mir den Kunstsinn, die Liebe für Poesie und Gesang der Babenberger versinnbildlicht haben. Warum fehlen sie hier? Links ein Bild Ferdinands II., des Stifters der Kirche, rechts ein St. Georg mit dem Drachen ...

Eine Kette von Gedanken knüpft sich an diese Bilder und trägt mich weit hinaus aus dieser Kirche, in ferne Zeiten. Ein großer Streit tobt in der Christenheit, Martin Luther hat den Feuerbrand einer neuen Lehre in sie geworfen und auch Wien wird von ihr ergriffen. Die protestantischen Prediger ziehen durch die Lande und das Volk läuft ihnen zu. Ein Geist der Auflehnung gegen Rom und seine Gebote macht sich überall fühlbar, selbst in Wien treibt das Volk welsche Mönche aus, die ihm zu sehr in jenem äußerlichen Kult des Katholizismus befangen schienen, den Luther bekämpfte. Kaiser Ferdinand I. wehrte der neuen Lehre so gut er konnte, aber sein Nachfolger Maximilian sprach ihre Duldung aus. Und ihre Anhänger wuchsen. Der Protestantismus kam zu Jahren. Alle gebildeten

Stände hingen ihm an, der alte deutsche Adel in Oesterreich war ihm ganz und gar ergeben. Und nun kam Ferdinand II. zum Thron, der „Katholische". Und seine ganze Regierungszeit war der Unterdrückung des Protestantismus gewidmet, der Gegenreformation. Umgeben von geistlichen Räten wie Kardinal Khlesel und dem Jesuiten Lamormain unterzog er sich aus tiefster Ueberzeugung dieser seiner Lebensaufgabe, der Restitution! So katholisch, wie die Welt vor Luther war, sollte sie wieder werden. Der Protestantismus war aber fast hundert Jahre alt, als Ferdinand II. ihn niederzuwerfen begann. Ferdinand war weder ein bösartiger, noch ein unbedeutender Mensch, und auch kein kleiner Regent, aber er gab all seine Kraft nach einer Richtung aus und glaubte Gott am besten zu dienen, wenn er die vertilgte, die einer anderen religiösen Ueberzeugung waren, als er selbst.

Hier prangt er als Stifter der Kirche auf dem Hernalser Kalvarienberg. Ihm gegenüber St. Georg als Drachentöter. Die Sinnbildlichkeit beider Gemälde war, sollte sie wieder werden. Der Protestantismus und Hernals war ein Hauptsitz desselben. Ferdinand suchte ihn auch hier zu treffen... Dem lutherisch gesinnten Volke konnte man die Kirchen verschließen und den häuslichen protestantischen Gottesdienst verbieten, dem Adel aber nicht. Und das Schloß des Freiherrn Helmhard von Jörger in Hernals war am Anfang des 17. Jahrhunderts allmählich der Mittelpunkt des protestantischen Lebens von Wien und Umgebung geworden. Seine Schloßkirche war der eigentliche Sitz der geistigen Bewegung, denn hier sprachen die berühmtesten Prediger jener Zeit. Und als das

kleine Gotteshaus die Hörer nicht mehr fassen konnte, predigten die Kanzelredner der neuen Lehre im Schloßhofe, und als auch dieser zu klein wurde, sprach der berühmteste dieser Prädikanten, Hoe von Hoenegg, der später Hofprediger in Dresden wurde, von einem Fenster des Schlosses aus zu seiner Gemeinde. Diese aber wuchs derart, daß er vor 20 000, vor 30 000 und 40 000 und zuletzt vor 50 000 Menschen sprach. Ganz Wien lief hinaus zu ihm. Das war um 1609. Der Höhepunkt war erreicht, die Gegenreformation setzte gewalttätig ein, und sie brauchte selbst in Wien ein halbes Jahrhundert, bis sie mit dem Protestantismus fertig wurde.

Das Hernalser Schloß des Freiherrn von Jörger aber lag auf diesem Hügel, die ganze Anlage des heutigen Offizierstöchterinstituts gehörte zu ihm und die Kirche auf dem Kalvarienberge bezeichnet den Ort, auf dem Jörgers Schloßkapelle einst stand, wo Hoe und die anderen Prädikanten unter seinem Schutze die Lehre Martin Luthers verkündeten. Jörger wurde von jetzt ab auf jede Weise bedroht und verfolgt von den geistlichen Beratern Kaiser Ferdinands II., deren immer mehr wurden. Die Jesuiten genügten nicht mehr, ein Heer von neuen welschen Orden wurde nach Wien berufen zur Bekämpfung des Protestantismus, und der Kampf nahm von beiden Seiten immer schlimmere Formen an. Die Protestanten trotzten und wurden übermütig, es gab allerlei Ausschreitungen, die wieder zu Handhaben für ihre Verfolgung gemacht wurden. Jörger wurde schon 1614 seiner Lehnsrechte verlustig erklärt, 1619 schloß er sich jener protestantischen Abordnung unter Thonradls Führung an, die

vom Kaiser in seiner Burg die Unterschrift für die Duldung ihrer Lehre erzwingen wollte, und er wurde nach der Schlacht am Weißen Berge zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurteilt. Der Tod wurde dem Schloßherrn von Hernals über Fürbitte seines weitverzweigten Geschlechtes erlassen, aber Hernals wurde ihm genommen und es fiel als Geschenk des Kaisers dem Domkapitel von St. Stephan zu. Die protestantische Schloßkirche wurde erweitert und am 24. August 1625, dem Bartholomäustage, wieder als katholisches Gotteshaus geweiht. Just am Bartholomäustage, der durch das Blutbad von Paris so bedeutungsvoll geworden war für die Geschichte des Protestantismus.

Es ist historischer Boden, auf dem man in der Hernalser Bartholomäuskirche steht. Hier wurde eine Schlacht geschlagen gegen die evangelische Lehre, und das hochragende Denkmal des Sieges ist der Kalvarienberg. Und noch immer ist der alte Kampf nicht ausgekämpft, noch spuken hier die Geister von einst. Hunderttausend Flugblätter gegen die neuzeitlichen „Ehestürmer" flattern von hier aus in das Volk und auf der Kanzel wird gegen die Los von Rom Bewegung gepredigt, gerade so wie anno 1625. Drei Jahrhunderte sind fast spurlos vorübergerauscht an diesen Geisteskämpfen, die katholische Kirche ist nicht um Haaresbreite gewichen von ihren Grundsätzen und was sie ihrer Gemeinde damals verweigerte, das verweigert sie ihr auch heute.

Der Prediger in der schon dämmerigen Kirche agiert lebhaft und schmettert seine Worte über die sich drängende und schiebende Menge hin — und erst auf der

Gasse draußen erwache ich wieder und fühle das Leben der Gegenwart. Da sprudelt es und winkt es, und es schiebt mich fort bis in die nächste Heurigenschenke.

„Marker, Retzer, Gumpolds g'fällig?"

Jeder Fromme liebt eine andere Weinmarke und ich errege beinahe Aergernis, da ich eine Flasche „Sieß" verlange.

Wie auf einem Kirchtag geht es hier zu und draußen spielt der alte Kriegsinvalide als Leiermann die jüngsten Operettenweisen.

Weiß auch nur ein Mensch von allen, die sich hier von ihrer Bußfahrt nach Hernals erholen, wie dieser Kreuzweg entstanden ist und was der bedeutet? —

Der Kreuzweg nach Hernals

Am 23. August 1639 wurde Wien schon um fünf Uhr morgens durch das Geläute sämtlicher Kirchenglocken geweckt und aus der ganzen Umgebung strömten die Menschen herbei zu einem Schauspiel ohnegleichen. Die von fernher gekommen waren, hatten schon in Wien genächtigt, um dieses Schauspiel nicht zu versäumen. Und da kein Raum mehr war in den Gasthöfen, hockten die Zuzügler unter den Haustoren und schliefen, oder sie lagerten draußen vor den Stadttoren, weil sie keinen Einlaß mehr gefunden. Um sechs Uhr rief die große Glocke von St. Stephan die Säumigen noch einmal. Und in der Innern Stadt begann sich alsbald ein Bild zu entfalten, so bunt und mannigfaltig, so glanzvoll und eigenartig, wie man es vordem nie gesehen. Um den ehrwürdigen Dom von St. Stephan hatten sich Verkaufsstände für heilige Dinge aufgetan, und hier brandete ein Meer von festlich gekleideten Menschen. Man erwarb Gebetbücher, die für den Tag gedruckt waren, Heiligenbilder, Rosenkränze, Opferkerzen, Ablaßgebete und Amulette. In den Seitengassen rückten unter geistlicher Führung ganze Kolonnen mit Fahnen und anderen Abzeichen heran. Die Klosterfrauen kamen mit ihren Zöglingen von St. Anna die Kärntnerstraße herab, alle in blendendem Weiß. Die Innungen und Genossenschaften strebten durch die Singerstraße, aus der Riemergasse und von der Seilerstätte heran zum Dom. Der Adel nur durfte über den Graben kommen. Seine Mitglie-

der traten in die Stephanskirche, in der sich der gesamte Klerus, das Beamtentum, der Stadtrat und die Bürgerschaft schon früher versammelt hatten.

Und um sieben Uhr fuhr Kaiser Ferdinand III. mit seinem Bruder Wilhelm und dem gesamten Hofstaate beim Riesentore von St. Stephan vor. Die Glocken läuteten, die Orgel erklang und der Suffraganbischof und der Abt von den Schotten empfingen den Kaiser mit großer geistlicher Assistenz. Dann zelebrierte der Erzbischof von Wien den Gottesdienst am Passionsaltar der Kirche und segnete das Unternehmen des Tages. Er sprach bedeutungsvolle Worte über diesen Tag des Triumphes, der beweise, daß das Volk von Wien wieder zurückgefunden habe in den Stand der Gnade Gottes. Und mit Dank gedachte er des Heiligen Vaters, Urban VIII., der einen siebenjährigen Ablaß gewährte all jenen, die an der Feier des heutigen Tages teilnahmen, eines Tages, für dessen Weihe er ein eigenes Rituale erlassen habe.

Was war das für ein Tag? Welches kirchliche Fest fiel auf ihn? Es war der Tag der Einweihung des soeben vollendeten Kreuzweges, der von St. Stephan bis auf den Kalvarienberg von Hernals führte.

Drei Jahrzehnte des bittersten Kampfes waren über Wien hingegangen seit den Tagen, da Ferdinand II. seinen Vernichtungskrieg gegen die Luthersche Lehre und ihre Anhänger begonnen hatte. Die verwegenen Sechzehn, die ihn einst in seiner Wiener Burg bedroht, die Thonradl, Jörger, Tschernembund, alle ihre ritterlichen Anhänger waren längst vernichtet. Teils waren sie nach Beschlagnahme ihrer Güter ausgewandert, teils verdorben und gestorben. Die niederösterreichi-

schen Stände und der Stadtrat von Wien waren wieder katholisch geworden und das Volk fiel zu Tausenden ab von der neuen Lehre. Ferdinand II. hatte nicht umsonst gelebt und seine Gemahlin Eleonore war ihm ebenbürtig gewesen in dem Eifer für die katholische Sache. Ferdinand mobilisierte zuerst die Jesuiten, die bis dahin in Wien nicht recht Boden fassen konnten. Er machte sie in dem ehemaligen Palast der Babenberger Am Hof seßhaft mit ihren Schulen, er schenkte ihnen die Herrschaft Mauer mit Kalksburg, den Reisenberg (den späteren „Kobenzl") und andere Besitzungen. Er überwies den Jesuiten, deren Zögling er war, im Februar 1617 die philosophische Fakultät der Wiener Universität, damit sie die Erziehung von Gottesstreitern, die sie in ihrem Konvikt Am Hof begonnen, auch zu vollenden in die Lage kämen. Und sie eroberten sich Schritt für Schritt die gesamte Hochschule von Wien. Die kaiserlichen Edikte vom 22. Oktober 1622 und vom 13. Oktober 1623 besiegelten das Schicksal der Wiener Universität; von jetzt an unterstanden sämtliche Fakultäten den Lehrern der Gesellschaft Jesu. Und die Berufungen der neuen welschen Orden, die sich über einen langen Zeitraum erstreckten, hatten ihren Anfang genommen. Zu den weltberühmten Stiften der Schotten, der Klosterneuburger und Heiligenkreuzer, die schon Jahrhunderte in Wien und seiner Umgebung wirkten und eine Kulturaufgabe hier erfüllt hatten, in deren Händen bis dahin die Erziehung unserer gesamten Geistlichkeit lag, zu ihnen gesellten sich jetzt mehr welsche Elemente als je vorher. Die Barnabiten und Minoriten, die Pazmaniten und Karmeliter, die unbeschuhten Augustiner, die Paulaner, die

Pauliner Eremiten, die Dominikaner und Kapuziner, die Weißspanier und die Schwarzspanier, die Trinitarier, die Camaldulenser und viele andere männliche und weibliche Orden wurden allmählich hier zu dem bestimmten Zwecke angesiedelt, die lutherisch verseuchte Bevölkerung von Wien wieder zurückzuführen in den Schoß der römischen Kirche. Die Erziehung der Jugend wurde ihnen ausschließlich überantwortet und ihrem Einfluß auf das Volksgemüt ward jede gewünschte Unterstützung zuteil.

So begann das große Werk der Gegenreformation im Mittelpunkt des Reiches und man kam Schritt für Schritt vorwärts. Von 1624 ab erließ der städtische Magistrat immer wieder Verbote des „Auslaufens" zu den protestantischen Predigten in Hernals, Inzersdorf und anderen Orten. Zuletzt stellte er außerhalb der Stadtmauern Schildwachen auf, die die Ausläufer abfingen und in den Arrest warfen. Am 20. März 1625 erschien ein kaiserliches Edikt, das die Bevölkerung aufforderte, einen viermonatlichen katholischen Unterricht bei den Mönchen zu nehmen, zu allen Predigten zu gehen und sich für die Wiederaussöhnung mit der Kirche vorzubereiten. Und wer dies nicht tun wolle, möge sich vorbereiten, Oesterreich zu verlassen. Die Wegnahme und die Aufteilung der adeligen Güter protestantischer Anhänger an die Orden und Kirchensprengel nahm alsbald ihren Anfang. Im Schlosse Jörgers in Hernals hielten die Pauliner Eremiten ihren Einzug, das Gut selbst und die Kirche gehörten fortan zu St. Stephan, und am Tage der Wiedereinweihung, dem Bartholomäustag von 1625, hielt dort der Jesuit J. Labbé die Festpredigt.

Aber mit der Vertreibung der Wiener Protestanten aus dieser ihrer „festen Burg" in Hernals war noch lange nicht alles erreicht. Die Anhänger Luthers waren zum Teile sehr übermütig, sie beriefen sich zum Erstaunen der Machthaber auf ihr Menschenrecht und wollten nicht weichen, viele reizten die Gewalt gegen sich auf. Fromme Christen erzählten, daß adelige Lutheraner während des Gottesdienstes ihre Pferde oft durch den Dom von St. Stephan geführt und anderen Unfug getrieben hätten. Die Erbitterung wuchs in einem bis dahin unerhörten Maße und am 21. Jänner 1627 erschien ein kaiserliches Dekret, das den Wiener Aerzten verbot, den protestantischen Kranken Hilfe zu leisten! Ein Dekret Ferdinands II. vom 14. Juli desselben Jahres aber ordnet endlich die Ausweisung aller lutherischen Prediger und Schulmeister an, verbietet jedermann den Besitz protestantischer Bücher, und ein Jahr später werden durch ein neues Dekret die Hausdurchsuchungen in Wien angeordnet. Ueberall werden die verbotenen Schriften verbrannt, die Besitzer mit schweren Strafen belegt.

Eine geistige und wirtschaftliche Umwälzung ohnegleichen vollzieht sich in der Wienerstadt während all dieser erbitterten Kämpfe, die aus dem von der Gesellschaft Jesu verteidigten unsittlichen Grundsatze „Cujus regio, ejus religio" fließen, der den Regierenden das Recht einräumt, die Religion der Regierten zu bestimmen. Niemals hatte der fromme Jesuitenzögling Ferdinand II. das Gefühl, daß er etwas tue, wozu er nicht berechtigt, ja, verpflichtet sei. Am Beginne seiner Maßnahmen gegen die Anhänger der lutherischen Lehre in Wien besaß die innere Stadt achttausend, nach

Vollstreckung des Ausweisungsdekrets nur mehr dreizehnhundert „behauste“ Bürger. Sechstausendsiebenhundert Besitzer von Haus und Grund hatten um ihres Glaubens willen mit ihren Familien die Stadt verlassen müssen. Ihr Eigentum wurde ihnen um den Schätzungswert abgenommen und auch von dieser Summe mußten sie zehn vom Hundert als „Abfahrtsgelder“ an den Kaiser zahlen. Die für damalige Begriffe enorme Summe von dreißigtausend Goldgulden wurde auf diese Weise eingenommen, und es läßt sich aus ihr ein Schluß ziehen auf die gesellschaftliche Stellung der Wiener Protestanten und auf die wirtschaftliche Umwälzung, die ihre Ausweisung begleitete. In ihren verlassenen Häusern wurden gute Katholiken angesiedelt und in die verödeten Burgen des alten, seßhaften deutschen Adels, der protestantisch geworden war, stieg allmählich eine aus den Wallensteinschen Heeren hervorgegangene, neue internationale Aristokratie empor, die von Glücksrittern abstammte.

Zu den letzten Unternehmungen, die Kaiser Ferdinand II. noch gefördert hatte, gehörte die Errichtung eines heiligen Grabes nach dem Vorbilde von Jerusalem in Hernals und die Anlage eines Kreuzweges von St. Stephan bis dahin. Der Vorschlag stammte von dem Jesuiten Karl Mussart und Ferdinand II. begeisterte sich für ihn. Aber der Kaiser starb, ehe die Durchführung des großen Werkes vollendet war. Und jetzt trat sein Sohn, Ferdinand III., der auch der Erbe seiner Gesinnungen und Ueberzeugungen wurde, an seine Stelle. Er erschien bei dem großen Kirchenfeste, zu dem die Einweihung des Kreuzweges erhoben worden war. Der Erzbischof reichte dem jungen Kaiser

die Hostie und der Abt von den Schotten gab dem Klerus das Zeichen zum Aufbruche.

Alle Glocken begannen zu läuten und es kam eine ungeheure Aufregung in die Menge draußen, die von weit und breit zusammengeströmt war, um den vom Papste gewährten siebenjährigen Ablaß zu gewinnen durch die Teilnahme an der Feier dieses Tages. Der Zug ergoß sich aus dem Riesentor von St. Stephan hinaus. Voran die tausendköpfige Schar der Ordensgeistlichen in ihren mannigfaltigen Trachten, unter Vorantragung von weißen Fahnen, fromme lateinische Lieder singend. Ihnen folgten die Kleriker des Pazmaneums. Dann kamen die weißgekleideten Mädchen mit der Marienfahne, und es trugen immer je zwei ein schön geschmücktes Heiligenbild. An sie schlossen sich die adeligen Zöglinge des Jesuitenkonvikts. Rote Damastfahnen wurden ihnen vorangetragen, sie selbst hielten brennende Wachslichter in Händen. Jetzt wurde eine Gruppe von Bürgern mit den Stadtfahnen, Beamten und Frauen der besseren Stände in den Zug eingereiht. Dann folgten die Hofleute in ihren bunten Trachten und bis über die Schulter hinabfallenden Perücken, der Klerus von St. Stephan, die Kanoniker und der Suffraganbischof mit dem Allerheiligsten. Neben ihm der Abt von den Schotten. Ihm folgte Kaiser Ferdinand III. mit seinem Bruder Erzherzog Wilhelm und dem Hofadel. Eine Abteilung der Schweizer Garde schloß diese Gruppe, an die sich die Akademiker und die draußen harrenden Innungen und Zünfte mit einer unabsehbaren Volksmenge anreihten.

Ganz Wien und Umgebung war auf den Beinen und der gewaltige Zug bewegte sich unter dem Geläute

sämtlicher Kirchenglocken über den Graben, den Hof und die Freyung bis vor das Schottentor. Hier, an der Stadtmauer, war die erste Kreuzwegstation. Der Magistrat der Stadt Wien hatte sie auf seine Kosten errichtet, während alle übrigen von frommen Wohltätern gestiftet worden waren. Die Teilnehmer des Zuges stellten sich in weitem Bogen auf, die weißgekleideten Mädchen bildeten ein Spalier, in das nur der Bischof und seine Assistenz sowie der Kaiser und sein Bruder eintraten. Zwei Edelknaben, die einen kostbaren kleinen Teppich trugen, breiteten diesen vor dem Kaiser aus und er kniete nieder. Alles folgte seinem Beispiele, die Tausende sanken in den Staub und der Bischof vollzog die Weihe der ersten Kreuzwegstation. Dann setzte sich der Zug in derselben Ordnung über die Alserstraße hinaus in Bewegung und vor jeder Station wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Vor der Kirche auf der Alserstraße, am Dreilauferhaus und an anderen Gebäuden waren diese Stationen errichtet worden, und der Kreuzweg führte bis auf die Höhe des Hernalser Kalvarienberges, auf welchem die Kreuzesgruppe, weithin sichtbar, hoch emporragte. Ihre Weihe vollzog sich auf Grund des päpstlichen Rituals ganz besonders feierlich. Es wurde dem Kaiser eine geweihte Denkmünze, deren Inschrift sich auf den Tag bezog, eingehändigt. Der Kaiser legte sie selbst in den Grundstein, der dann zu Füßen des Gekreuzigten versenkt wurde.

Es war schon Mittag, als auch die Weihe der Grabkapelle vollzogen war und in der Kalvarienbergkirche der Gottesdienst in Anwesenheit des Kaisers und seines Hofstaates zelebriert wurde. Die Predigt hielt

Karl Mussart, der Kanzelredner der Gesellschaft Jesu, der den Kreuzweg geschaffen und der uns in einem lateinisch abgefaßten Büchlein eine Beschreibung des bedeutungsvollen Tages seiner Weihe hinterlassen hat. Mussart sprach genau wie sein Vorgänger Labee am 24. August 1625, als diese Kirche wieder katholisch geworden war — zum Bartholomäustag. Die Pariser Losung: „Schlagt die Protestanten tot!" wurde hier nicht gewagt, aber immer wieder wurde an jenes unrühmliche Ereignis angeknüpft und man weihte dem heiligen Bartholomäus, der vordem nichts mit der Hernalser Kirche zu schaffen gehabt hatte, jetzt hier ein Altarbild.

Und siehe, schon während der Heimkehr unserer Prozession begannen die Wundertaten auf dem neuen Kreuzweg. Ein Jüngling, der von einer sechsspännigen Karosse überfahren und in einen Graben geschleift worden war, erhob sich frisch und gesund wieder. Es war ihm auch nicht das geringste Leid widerfahren... Welch ein Wunder Gottes!

Von nun ab begannen die Wallfahrten der Wiener nach Hernals. Die große Prozession im Stile des Einweihungstages fand jährlich nur einmal statt. Und sie wurde der Augusthitze halber vom Bartholomäustage in die Fastenzeit, und zwar auf den Freitag vor dem Palmsonntag verlegt. Und dadurch nahm sie auch andere Formen an. Der Kaiser war nicht immer anwesend, der Glanz des Festes verminderte sich, aber die allgemeine Frömmigkeit in Wien stieg und die Prozession erhielt immer mehr den Charakter einer düsteren Bußfahrt. Abenteuerlich vermummte Gestalten mit verlarvten Gesichtern tauchten in dem Zuge auf. Teils

trugen sie klirrende Fesseln und andere Pönitenzwerkzeuge, teils schleppten sie schwere Kreuze, unter deren Last sie oft zusammenbrachen, von St. Stephan bis auf den Kalvarienberg von Hernals. Niemand wußte, wer die Sünder waren, denen solche Bußen von ihren Beichtvätern waren auferlegt worden. Aber auch viele Andächtige, die jedermann kannte, rutschten auf den Knieen bis Hernals. Doch gab es alsbald Zwischenfälle, Skandale, Schlägereien. Einmal setzte es einen regelrechten Straßenkampf ab zwischen den Studenten und der Stadtguardia. Und so wurde die Prozession in ihrer offiziellen Form schon um das Jahr 1674 aufgehoben und verboten. Aber ganz zu unterdrücken war die Einrichtung nie und man sah an jedem Freitag die Büßergestalten auf dem Kreuzwege nach Hernals pilgern. Im Jahre 1709 wurde der Kalvarienberg von Grund aus erneuert und man verlegte alle Kreuzwegstationen nach Hernals selbst. So konnte sich das fromme Treiben, das immer mehr in ein wienerisches Volksfest ausartete, dort auf engem Raum entwickeln, ohne daß in ganz Wien das Verkehrsleben gestört wurde. Und auch Kaiser Josef II., der das Kloster der Pauliner Eremiten in Hernals aufhob und das Offizierstöchterinstitut dort begründete, konnte dem religiösen Brauch durch alle Verbote nicht viel anhaben. Der Berg wurde schließlich abgetragen und verbaut, aber die Geistlichkeit ließ den alten Brauch nicht sinken, sie baute den Kreuzweg in einem gedeckten Raume um die Kalvarienbergkirche herum und rettete ihn auf die Art wohl für weitere Jahrhunderte...

Zehntausende gehen diesen Weg noch heute zur Fastenzeit, ohne zu ahnen, welchen Umständen er sein

Dasein verdankt und welche Rolle ihm einst zukam im religiösen Leben dieser Stadt. Drei Jahrhunderte blikken auf Wien nieder von der Höhe des Hernalser Kalvarienberges, und man könnte meinen, die seien spurlos vorbeigerauscht, wenn man den Kreuzweg selbst beschreitet. Denn noch heute werden dort, so wie am ersten Tage, Kreuzweg-Andachten verkauft und wir erfahren aus dem kleinen gelben Heftchen, daß noch Papst Leo XIII., den frommen Besuchern des Kalvarienberges all jene siebenjährigen Ablässe erneuert habe, die den wiederbekehrten Wienern einst von Urban VIII. gewährt worden sind!

Aber wenn wir uns dem Trubel der Volksmassen da draußen entwinden und über die Jörgerstraße der Stadt zustreben, grüßt uns unfern des Ortes, wo so schwere Kämpfe ausgefochten wurden, in der Martinsstraße, ein gar stattlicher, schlanker neuer Kirchenbau. Mit hellen Augen blickt er in die Welt hinaus wie ein Triumphator. Er ist eingehegt von dem Halbrund einer schön stilisierten und der Kirche angepaßten Gebäudegruppe, die die vielsagende Aufschrift trägt: Luther-Hof. Keinen Büchsenschuß vom einstigen Schlosse Jörgers entfernt, haben sie sich also in unseren Tagen doch eine feste Burg erbaut? Die Zeit heilt Wunden und versöhnt... Und wenn wir weiter heimwärts streben, immer auf den Spuren des einstigen Kreuzweges, stehen wir bald wieder vor einem Denkzeichen. Das Dreikauferhaus, einst geehrt durch eine Kreuzwegstation, trägt heute einen anderen Schmuck: „Hier wurde Ludwig Anzengruber geboren, der Dichter des „Pfarrer von Kirchfeld." Just aus diesem Hause mußte er hervorgehen. Und dort? Siehe, an jenem anderen

Hause hat man eine der alten Kreuzwegstationen von 1639 pietätvoll erhalten bis auf den heutigen Tag. Hinter einem engmaschigen verstaubten Gitter, verwittert und vergessen, von dem hastenden Menschenstrom, der durch die Alserstraße flutet, unbeachtet, steht es noch immer aufrecht, dieses Denkmal einer Zeit, die ihre Spuren unauslöschlich in das Antlitz der Wienerstadt eingegraben hat. Und vergessen? Nicht doch. In der dämmerigen Grotte, in der die letzten Reste einer Kreuzwegstation untergebracht wurden, glüht ein rotes Lämpchen, dessen Odem von frommen Händen immer wieder angefacht wird. Non est mortua, sed dormit — die alte Zeit ist nicht gestorben, sie schläft nur . . .

Die schöne Kaiserin

In der Kapuzinergruft liegen zwanzig Kaiserinnen und Königinnen des Hauses Habsburg, aber von keiner weiß man weniger als von der Braunschweigerin Elisabeth Christine, die berufen war, die Mutter der Maria Theresia zu werden und die man einst die schönste Frau Europas nannte. Man hätte vor einiger Zeit den Gedenktag ihrer vor zweihundert Jahren in der Hietzinger Pfarrkirche vollzogenen Vermählung mit Kaiser Karl VI. begehen können, aber es gab wohl in ganz Oesterreich keinen Menschen, der daran dachte. Die Quellen über ihr Leben fließen eben zu dünn, sie ist durch den Glanz, der von ihrer großen Tochter ausging, so völlig überstrahlt worden, daß sie früh in den Schatten zurücktrat, und es haben sich nur wenige bemüht, sie aus ihm hervorzuziehen. In der Kapuzinergruft hat sie einen der stolzesten Särge erhalten, die dort zu sehen sind, in der Geschichtsliteratur erscheint sie als Nebenfigur behandelt. Es lag etwas auf ihrem Leben wie eine unerfüllte Hoffnung, eine Enttäuschung.

Das Haus Habsburg war durch den engen Kreis katholischer Fürstenhäuser, mit denen es sich seit Jahrhunderten ehelich verband, geschwächt worden. Es gab zu Ende des 17. Jahrhunderts plötzlich nur noch einen kinderlosen Träger der spanischen Linie und auch nur einen Repräsentanten in Oesterreich. Dieser eine, Leopold I., hatte allerdings zwei Söhne, aber wie viele Länder gab es nicht zu beherrschen und zu behaupten neben der deutschen Kaiserkrone. In Italien, in Un-

garn, in den Niederlanden, in Spanien und seinen Kolonien, überall war die Hausmacht in Gefahr, wenn die Fruchtbarkeit des Stammes versagte. Es mußte ihm neues Blut zugeführt werden. Zu lange hatte man sich durch religiöse Vorurteile bei Eheschließungen bestimmen lassen, fast zweihundert Jahre hindurch mied man jegliches Bündnis mit den protestantisch gewordenen deutschen Fürstenhäusern, und es war auch in den Zeiten des Kampfes zwischen dem römischen Glauben und dem Luthertum undenkbar, daß solch ein Bündnis oder ein Uebertritt stattfände. Jetzt aber schien der Kampf beendet, und der dreißigjährige Religionskrieg war durch die Not der Türkenkriege und andre Sorgen überwunden. Das Haus Habsburg sehnte sich nach deutschem Blut von jenseits der Mainlinie, und es fand solches. Kaiser Leopold verheiratete seinen Sohn Josef I. mit der hannoveranischen Prinzessin Amalie Wilhelmine, die, um daheim kein Aergernis zu geben, in Italien in aller Stille zum Katholizismus übergetreten war, und er suchte auch für Karl, den künftigen König von Spanien, eine ähnliche Braut. Der Kaiser starb, während dieser Plan ihn beschäftigte, aber durchgeführt wurde er dennoch. Das herzogliche Haus von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, aus dem auch eine Zarin hervorgegangen, war so ehrgeizig, um den Preis eines Glaubenswechsels auf einen habsburgischen Thron kommen zu wollen. Daß man in Wien gerade auf dieses Haus kam, daran mag wohl die hannoveranische Gemahlin des jungen Kaisers Josef I. ihren Anteil haben. Sie gönnte einer ihrer jüngeren Basen von Braunschweig gern den spanischen Königsthron. Und ihr Vetter, der Herzog Rudolf, hatte

ein gar prächtiges Töchterchen. Zwar zählte die blonde kleine Elisabeth erst vierzehn Jahre, aber das war gerade recht für die unerläßliche Bekehrung zum Katholizismus, denn man wollte in Spanien keine neubekehrte Königin, die von heute auf morgen ihren Glauben gewechselt. Einer solchen hätte man nicht getraut. Von den gleichen Gefühlen war die Kaiserinmutter Eleonore erfüllt, die fromme Witwe Leopolds. Sie machte die allergrößten Schwierigkeiten, ja sie weigerte sich, die Frage überhaupt zu diskutieren, solange die in Aussicht genommene Braut nicht freiwillig und aus innerem Drange katholisch geworden war. Die Vertrauensmänner auf beiden Seiten verhandelten darüber sehr gründlich. Wie, fragte man in Braunschweig, wenn dem König Karl, der um die spanische Krone zu kämpfen hatte, etwas Menschliches begegnete oder die Ehe aus andern Gründen nicht zustande käme? Man hätte dann eine zwecklos „bekehrte" Tochter. Es müßte doch ernstlich geworben werden, es sollte doch eine Verlobung stattfinden. Nein! rief man aus Wien. Erst die katholisch gewordene Prinzessin könne darauf zählen. Passierte etwas Unvorhergesehnes, so würde der Wiener Hof die Prinzessin standesgemäß versorgen.

Während diese geheimen Verhandlungen geführt wurden, wurde die vierzehnjährige blonde Elisabeth Christine in Wolfenbüttel schon von Kundschaftern und Vertrauensmännern des Wiener Hofes beobachtet und studiert, ob sie auch würdig und geeignet sei für ihre hohe Aufgabe. Die Gegner dieses Eheprojekts hatten die heranblühende Jungfrau in Wien wohl angeschwärzt. Es mußten dort theologisch-medizinische

Gutachten über die Unfruchtbarkeit und die religiöse Bedenklichkeit der Geschwisterkinderehen ausgearbeitet werden für die Kaiserinmutter, um näherliegende Projekte zu verhindern. Der Jesuitenpater Tönnemann aber, den die alte Kaiserin als Beichtvater an den Hof ihres Sohnes Karl nach Barcelona sendete, wurde über Wolfenbüttel nach Spanien geschickt, um dort alles auszukundschaften. Er hatte den braunschweigischen Leibarzt zuerst zu besuchen und sich auch ein Porträt der Prinzessin zu verschaffen. Seine Berichte nach Wien waren beruhigend. Gleichwohl schickte man heimlich auch den Wiener Leibarzt Johann Baptist Garelli nach Wolfenbüttel. Er sollte sich eine Wohnung suchen, „wo er nicht so leicht observiert und kundbar werden möge". Beim Spazierengehen, bei der Tafel und an andern Orten möge er die Prinzessin beobachten, hieß es in seinen Instruktionen. Aber die Freunde des Heiratsplanes am Wiener Hof verrieten diese Geheiminstruktion nach Wolfenbüttel, und man wußte dort genau, wer der Fremde war. Endlich wird der Jesuitenpater Wolfgang Plöckner mit der Aufgabe betraut, sein Bekehrungswerk zu beginnen, und er erhält sogar einen Gehilfen in dem Pater Wilhelm Mai aus Hildesheim. Die Kaiserinmutter hatte im Prinzip zugestimmt, und auch das Bild Elisabeths gefiel in Barcelona. „Alle Leib- und Seelenärzte waren in Wolfenbüttel versammelt," sagt Dr. M. Landau in seiner verdienstlichen Schrift über „Karl VI. als König von Spanien," der ich sehr viel für diese Skizze verdanke, aber die Bekehrung ging doch nicht so rasch von statten, als man hoffte; die nunmehr schon Fünfzehnjährige erwies sich als eine feste Protestantin, es gab viele Seufzer und

Tränen. Aber nach einigen Monaten schreibt die Prinzessin schon an die Kaiserinmutter nach Wien und meldet ihren bevorstehenden Uebertritt. Gleichzeitig bittet sie um die Erlaubnis, nach Wien kommen zu dürfen, damit sie sich dort in den Religionsübungen kräftige und ihrer Sendung würdig werde. Das wird mit Freuden aufgenommen. Sogleich werden Graf Paar und die Hofmeisterin Gräfin Rindsmaul mit der Einholung der Prinzessin betraut. Sie reisen nach Wolfenbüttel. Pater Plöckner wird zum Beichtvater der Prinzessin bestellt, und er scheint sie auch in der spanischen Sprache zu unterrichten. In der Bischofsstadt Bamberg findet endlich der feierliche Uebertritt zum Katholizismus statt, den der Erzbischof von Mainz, Graf Schönborn, leitet. Man erspart der Prinzessin nichts, auch nicht die Abschwörung und Verfluchung des Ketzerglaubens, zu dem sie sich vordem bekannte. Alle ihre Familienangehörigen blieben diesem Akt fern... Still und in sich gekehrt tritt die ehedem so fröhliche Prinzessin ihre Fahrt nach Wien an, losgelöst von den Ihren, einem unbekannten großen Schicksal entgegen.

Von Bamberg aus war ein Kurier an König Karl nach Barcelona abgegangen mit der Meldung des Geschehenen. In Wien aber traf Elisabeth Christine am 14. Mai 1707 ein. Strahlend in dem Schmuck ihrer sechzehn Jahre fuhr sie in die Hofburg zum Handkuß bei der Kaiserinmutter Eleonore. Und die hochgewachsene schöne Blondine von echt deutschem Wesen gefiel ungemein. Schon auf dem Wege nach Wien erreichte sie der erste Brief Karls mit der Werbung um ihre Hand. Sein Bildnis aber sandte er ihr

jetzt in einer Fassung, die auf sechzigtausend Taler bewertet wurde. Der spanische Botschafter Marches di Pescara, der das Geschenk überbringt, hält eine spanische Anrede an die Braut seines Königs, und Elisabeth ist darauf gefaßt, sie antwortet spanisch. Von dieser Stunde an gilt sie offiziell als die Braut des fernen Kaisersohnes, für den Josef I., sein Bruder, den spanischen Erbfolgekrieg mit allem Nachdruck führt. Prinz Eugen ist auf dem Kriegsschauplatze und vollführt Heldentaten.

Elisabeth berichtete ihren Eltern über die Aufnahme in Wien, und der Herzog Rudolf, ihr Vater, läßt sich nicht spotten, er sagt der nunmehrigen Königsbraut eine würdige Mitgift und Ausstattung zu. Während sie am Wiener Hofe lebt und in die strengen Formen der spanischen Etikette eingeführt wird, mit der Kaiserinmutter täglich den Rosenkranz betet und mit der Kaiserin Amalie, ihrer Muhme, nach Mariazell wallfahrtet, wird daheim und in Wien an ihrer Ausstattung gearbeitet. Sie erhält sechs kostbare, mit Gold gestickte Hofkleider. Für die Broderien zum Brautkleid allein werden zweitausendfünfhundert Gulden in Wien bezahlt. Eine Staatsanleihe wird daheim aufgenommen, und es soll ein Gesamtbetrag von einhundertfünfundsiebzigtausend Taler an die Hochzeitskosten gewendet werden. Elisabeth unterzeichnet dem fürsorglichen Vater aber heimlich einen Revers, daß sie, sollte sie je dazu fähig sein, dieses Landesgeld mit Zinsen zurückzahlen werde.

Die Vermählung soll im Herbst stattfinden, aber die Kriegszufälle und die Unsicherheit der Meerfahrt zu dieser Jahreszeit lassen einen Aufschub rätlich er-

scheinen. Und so wird dieselbe bis zum nächsten Frühling vertagt. Elisabeth wird in Wien siebzehn Jahre alt und entfaltet sich geistig und körperlich immer mehr zu einer reizvollen Erscheinung. Kaiser Joseph I. und seine Gemahlin zeichnen sie aus, sie veranstalten ihr zu Ehren sogar Opernaufführungen in der neuen Favorita, die Kaiserinmutter lernt sie lieben, und am 23. April 1708 ist endlich die Vermählung. Sie findet in der Hietzinger Pfarrkirche per procura statt, und Josef I. vertritt seinen Bruder. Die Feierlichkeit geht abends zwischen neun und zehn Uhr, bei Fackelschein, vor sich, und es ist auch bei diesem Akt niemand von der Familie der Braut anwesend. Nach der Trauung fuhr die junge Königin nach Hadersdorf, wo sie mit ihrem Hofstaat wohnte, und zwei Tage später trat sie die Reise nach Spanien an. Obwohl ein Teil des Gefolges schon vorausgeschickt war, brauchte man doch neunzig Wagen und vierhundertfünf Pferde für den königlichen Train. Die österreichischen Erblande hatten dreihundertfünfzigtausend Gulden zu den Kosten der Vermählung und der Reise beigesteuert.

In Genua begrüßte ein Gesandter Karls die junge Königin, eine Flotte von einhundertsechzig Seglern und tausend Mann kaiserliche Truppen gaben ihr das Geleite bei der zehntägigen Ueberfahrt, und am 28. Juli erst findet die Begegnung statt mit dem Gemahl. Feierlicher Einzug in Barcelona, abermalige Trauung. Die wortkargen Tagebücher des Königs und seine Briefe aus jenen Tagen verraten nur Wohlgefallen und Entzücken über Elisabeth. Wie ein Wesen aus höheren Sphären aber erschien dem katalonischen Volke diese Königin mit der schneeweißen Haut, dem

aschblonden Haar und den hellen blauen Augen. Nichts ist dem König gut genug für sie, und da er noch lange nicht darauf rechnen kann, im Königspalast in Madrid einzuziehen, so läßt er ihr, da es in Barcelona keinen Komfort gibt, aus dem Palast von Neapel eine fürstliche Einrichtung herbeischaffen. Aber die feindliche französische Flotte kapert die beiden Schiffe und entführt den Schatz nach Paris. Die Königin wird sich getröstet haben, sie war in Wolfenbüttel nicht so verwöhnt worden. Die Briefe, die sie an ihre Mutter schrieb, bezeugen, daß sie frei war von allen kleinlichen Sorgen, es erfüllte sie nur das eine Streben, das Vertrauen und die Liebe ihres Gemahls zu erringen. Sie wirbt darum mit aller Bescheidenheit und weiblichen Klugheit. Aber der Weg scheint weit, Karl ist wortkarg und verschlossen. Und die Frau seines Günstlings Althan, die reife, schöne Marchesa Pignatelli, scheint mehr zu gelten, als die fremde junge Königin . . .

Als die schöne Elisabeth Christine von Braunschweig nach Spanien kam zu ihrem königlichen Gemahl, hatte dieser schon viele Enttäuschungen und Kämpfe hinter sich, aber noch herbere standen ihm bevor. Frankreich bestritt ihm mit Erfolg sein spanisches Erbe, und obwohl er schon im sechsten Jahr den Königstitel führte, den er in der Wiener Favorita angenommen, hieß er in der Sprache der übrigen Höfe noch immer der „Ertzhertzog". Selbst die Lieselotte am französischen Hofe wünschte ihm (wie man jetzt aus ihren Briefen erfährt), er „möge Kayser von gantz Asien" werden, nur nicht König von Spanien, da man dieses für den französischen Thronkandidaten in Anspruch nahm. Daheim in Wien war indessen der Vater gestorben und Bruder

Josef (I.) bestieg den deutschen Kaiserthron; er aber, der sich Karl III. von Spanien nannte, war dies trotz aller Siege noch lange nicht. Und die Zwistigkeiten im eigenen Lager mehrten die Sorgen. Eine liebreizende junge Königin war eine willkommene Gefährtin in solcher Lage. Elisabeth gewann Schritt für Schritt sein Vertrauen, und auch seine Helden Guido von Starhemberg und Fürst Liechtenstein neigten sich vor ihr. Sie wurde da und dort sogar zu Staatsaktionen herangezogen; sie besaß Mut und Energie und wäre am liebsten mitgezogen ins Feld, denn sie wußte die Waffen zu meistern so gut wie jeder Soldat.

Fast drei Jahre waren seit ihrer Ankunft in Spanien verstrichen, da geschah etwas Unerwartetes, das alle Lebenspläne umwarf und der Weltpolitik eine andre Richtung gab. Der junge Kaiser in Wien, Karls einziger Bruder, war gestorben. Von den Blattern, die zuerst sein Töchterchen befielen, wurde Josef I. in wenigen Tagen hingerafft. Am 17. April 1711 war sein Tod eingetreten und erst am 1. Mai kam der Kurier mit der Meldung nach Barcelona. Er kam zugleich mit jenem Boten an, der drei Tage vorher mit der Krankmeldung war abgesendet worden. Aus heiterem Himmel kam die Botschaft, und die Mutter beschwor Karl, augenblicklich heimzukehren. Sie, die Mutter Josefs, war zur Regentin in Oesterreich eingesetzt worden, und nicht die Witwe des Kaisers, die hannoveranische Amalie. Sie werde wachen über sein großes Erbe. Aber wenn er wünsche, komme sie selbst nach Spanien, um indessen dort die Regentschaft zu führen. Oder sie sende ihre Tochter, die Erzherzogin Elisabeth.

Karl war mächtig erschüttert. Gern wäre er heim-

geeilt nach Oesterreich, aber es fehlte an dem Wichtigsten — am Geld. Der Krieg hatte das vorhandene verschlungen. Und was eine Königsreise damals kostete, davon hat man heute kaum eine Vorstellung. Als Karl vor seiner Abreise von Wien eine Wallfahrt nach Mariazell unternahm, kostete das sechstausend Gulden. Seine Fahrt nach Spanien verschlang fast eine halbe Million, die der Königin nicht weniger. Eine Erbhuldigungsfahrt nach Graz mit dem standesgemäßen Train kostete 1 147 000 Gulden! Die Mutter in Wien schafft Rat, das Geld kommt, und Ende September endlich kann Karl reisen. Aber er geht über Frankfurt nach Wien, wo indessen seine Krönung zum deutschen Kaiser vorbereitet wird.

Standhaft lehnte Karl die Anerbietungen seiner Mutter und Schwester für die Regentschaft in Spanien ab — er machte seine junge Gemahlin zur Statthalterin und Regentin. Ihr Stolz auf dieses Vertrauen, das ihr mehr galt als alles, was sie bisher erreichte, war groß. Sie legte am 27. September den Eid ab und blieb unter dem Schutze Guido Starhembergs zurück. Karl weiß, daß sie populär beim Volke ist. Sie wird mit ihrer reizvollen Erscheinung den Boden sicherer behaupten als die alte Mutter, so fromm diese auch war. Er verkannte die Absichten seiner Mutter; sie war nicht so ehrgeizig, sie wollte nur, daß er sich nicht von seiner Frau trenne, denn das Haus Habsburg hatte zwei Erben nötig und besaß zurzeit noch keinen einzigen. Josef starb und hinterließ eine Witwe mit zwei Töchtern, Karls dreijährige Ehe aber war noch kinderlos. Und er war der Letzte!

Elisabeths Regentschaft in Spanien war von kurzer

Dauer. Die Eifersucht der bisherigen Alliierten Oesterreichs erwachte mächtig bei dem Gedanken, daß das Haus Habsburg nunmehr wieder ein Weltreich erlangen sollte, in dem die Sonne nicht unterging; sie wollten nicht, daß der deutsche Kaiser Karl VI. auch Spanien beherrsche, und fielen langsam ab. Die Engländer zuerst. Elisabeth vereinsamte in Barcelona und wurde endlich heimberufen nach Wien, aber sie ist noch heute in Barcelona nicht vergessen, und spanische Schriftsteller haben dort ihr Andenken lebendiger erhalten als bei uns in Oesterreich. Carreras y Bulbena schrieb eine rühmliche Monographie unter dem Titel „Karl und Elisabeth", in der er der liebenswürdigen Regentin Spaniens alle Ehre erweist. Ihr Abschied von Barcelona war rührend und schmerzlich, aber die deutsche Kaiserkrone, an die sie nie vorher gedacht, schwebte schon über ihrem Haupte.

Als Karl VI. im Jänner 1712, von Frankfurt kommend, in Wien als Kaiser einzog, wurde die große Glocke von St. Stephan, die sein Bruder Josef aus den eroberten Türkenkanonen von 1683 gießen ließ, zum erstenmal geläutet. Und auch als Elisabeth aus Spanien kam, erklang sie. Der Kaiser war seiner Gemahlin bis Linz entgegengereist und der Einzug in Wien war feierlich. Da die Kaiserin, trotz der grassierenden Pest sich überall zeigte, war das Volk besonders gerührt. Die Wiener waren wie toll über die Schönheit der Kaiserin, und die Wiedervereinigung der so lange getrennten Gatten steigerte alle Wünsche und Hoffnungen ... Endlich, am 12. April 1716, verkündeten sämtliche Glocken, auch die „Bummerin" von St. Stephan, daß dem Kaiser ein Sohn geboren wurde.

Es war eine Erlösung nach achtjähriger Ehe. Elisabeth war herrlich aufgeblüht nach Wien gekommen und man räumte ihr sogleich den Platz ein, auf den sie Anspruch hatte, die Kaiserinmutter Eleonore zog sich mit ihrem Hofstaat in die alte Favorita in den Augarten zurück, die Kaiserinwitwe Amalie mit ihren Töchtern erhielt das alte Schloß Schönbrunn als Aufenthalt angewiesen, Elisabeth herrschte im Winter in der Hofburg und im Sommer in der neuen Favorita auf der Wieden. Aber Mutter und Schwägerin sahen die stolze Erscheinung mit ganz eigenen Augen an. Schon dachte man bei Hofe an die Erbfolge der beiden Töchter des so jäh hingerafften Josef. Da kam die Erlösung. Ein Prinz! Ein Thronfolger! Leopold Johann Josef, Erzherzog von Oesterreich, Prinz von Asturien wurde er genannt, denn noch war der spanische Traum nicht ganz aufgegeben. Ein herrliches Fest wurde in der Favorita veranstaltet, dessen Mittelpunkt die glückliche Mutter war. Der geniale Architekt und Theatralingenieur Ferdinand Galli Bibiena lieferte die Festdekorationen wie sonst zu großen Opernaufführungen, und alle Welt huldigte der Kaiserin.

Wie sah sie eigentlich aus? Wir haben darüber Aufzeichnungen von Diplomaten, von Reisenden, von Frauen und vom ehrlichen Altwiener Küchelbecker. Der Botschafter der Republik Venedig, Dolfin, schrieb seinerzeit über die Braut an seinen Dogen: „Prinzessin Elisabeth ist mit Schönheit, Tugend und mit Anmut in hohem Grade ausgestattet; schön von Körperbildung, ist sie noch besser an Gemüt geartet." Dieses diplomatische Gemälde ist matt. Der Reisende Baron Pöllnitz zeichnet schon besser: „Es herrscht ein Air von

Bescheidenheit, von Sanftmut und Hoheit in all ihren Aktionen," schreibt er, „was mit ebensoviel Vertrauen als Respekt gegen ihre Person erfüllt. Diese Fürstin ist liebreich, freigebig, herrlich." Aber auch das ist kein Bildnis. Wie ganz anders wissen doch Frauen zu sehen. Die berühmte, etwas abenteuerlich veranlagte englische Gesandtin Lady Mantague, die 1716 auch an den Wiener Hof kam, ist ganz außer Rand und Band über den Anblick Elisabeths. Sie rühmte ihre einzig schöne Gesichtsfarbe, den sanften Blick, die blauen Augen, das anmutige Lächeln, das den wohlgebildeten Mund umspiele und jede Seele rühre und bezaubere. Das schönste Blondhaar, das sie je gesehen, ziere die Kaiserin. Und wie trunken fährt sie fort: „Man muß ein Dichter sein, um den Reizen ihrer Gestalt nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Alles, was je mit der überspanntesten Phantasie von der majestätischen Miene der Juno, von den sanften Reizen und der Anmut der Venus gesagt wurde, bleibt hier hinter der Wahrheit zurück. Die Grazien bewegen sich mit ihr, jede Miene, jeder Schritt entwickelt neue Reize; unnachahmlich schön sind ihr Hals und ihre Hände, ja, eh' ich sie gesehen habe, glaubte ich nicht, daß so Vollkommenes auf Erden wohne." Und sie möchte diese schönen Hände am liebsten küssen, wenn ihr Rang es nicht verböte! Diese schönheitstrunkenen Worte einer Frau über eine Frau sind wohl einzig. Aber sie verlieren nichts, wenn man die drollige Schilderung des biederen Küchelbecker neben sie stellt, der das Porträt der Kaiserin von 1732 entwirft, als sie schon einundvierzig Jahre zählte. „Es sind Ihro Majestät die regierende Kaiserin eine solche Dame," schreibt er, „welcher auch der Neid das voll-

kommenste Lob und den großen Ruhm wegen dero unvergleichlicher Leibes- und Gemütsgaben keineswegs absprechen kann; ja es ziehen dieselben gleichsam wie ein himmlischer Magnet die Herzen aller derjenigen, so diese nur einmal sahen, an sich, und jeder bekennt sogleich, daß dieselbe einzig und allein meritieren, Kayserin zu sein." Jetzt aber kommt das Bild: „Es sind dieselben ziemlich lang von Taille, starker Konstitution, von Gesicht ungemein wohlgebildet und von einer höchst angenehmen Miene." So rundet sich das Lob aller zu einem Gesamteindruck, der ohne Widerspruch bleibt, Elisabeth Christine gilt als die schönste Frau Europas.

Aber dieser Schönheit bleibt das Glück der Mutter nicht treu. Mit unvergleichlichem Prunk wird am 28. August ihr fünfundzwanzigster Geburtstag gefeiert, die Kaiserinmutter kommt, die Kaiserinwitwe, alle Botschafter und Fürstlichkeiten, mit dem päpstlichen Nunzius an der Spitze, huldigen ihr, zuletzt kommt auch die Aja ihres Sohnes, die Freiin v. Gilleis, in einer sechsspännigen Staatskarosse mit dem Kinde selbst angefahren, in Begleitung von zwei Kämmerern und dem Oberststallmeister Grafen Saint-Julien. Aber drei Monate später steht Elisabeth am Sarge ihres Söhnchens. Und dieses Kind blieb der letzte Habsburger, es wurde keiner mehr geboren. Ein Jahr später kam Maria Theresia. Die junge Mutter wurde in all ihrem Glücke die Angst nicht los, sie könnte auch dieses Kind verlieren, und sie rief den Himmel zu Hilfe. Sie ließ ein goldenes Kind anfertigen, so schwer, als der kleine Prinz von Asturien gewesen, und sendete es durch den Kämmerer Grafen Brandeis nach Mariazell, mit der flehentlichen Bitte im Herzen, die Mutter-

gottes möge die kleine Maria Theresia in ihren besonderen Schutz nehmen. Das Gebet wurde erhört. Maria Theresia gedieh und erhielt noch zwei Schwestern, von denen eine starb. Und so hatte Kaiser Karl, wie Josef, auch nur zwei Töchter, als er von hinnen ging. Der deutschprotestantische Bluteinschlag hatte seine Schuldigkeit nicht getan, es gab keinen männlichen Thronerben mehr.

Kaiserin Elisabeth Christine war nicht nur die schönste Frau, sie war auch die kühnste Amazone ihres Reiches geworden. So wie sie, ritt niemand auf den Fuchs- und Sauhatzen im Prater, und sie war eine Schützin ohnegleichen. Jeder Schuß ein Treffer. Nicht nur auf der Scheibe, sondern auch auf der Jagd. Auch ihr Geist wird gerühmt und ihr schlagfertiger Mutterwitz. Sorgfältig überwachte sie die Erziehung ihrer Maria Theresia, die an Gestalt, Schönheit und Munterkeit ihr nachartete und auch vor der Scheibe, mit dem Gewehr, ihren Mann stellte. Die Verheiratung der „Th'res" mit dem Herzog Franz von Lothringen ist vornehmlich ihr Werk.

Ihr Einfluß bei Hofe ging zurück. Die Hoffnungen, die auf sie gesetzt wurden, blieben unerfüllt, und sie kränkelte früh. Die Rivalin, die Gräfin Althan, besaß das Ohr des Kaisers...

Zärtlich hing Elisabeth an ihrer Tochter Maria Theresia, und sie fand sich mit Grazie in die Rolle der Großmutter, eine Freude, die ihr Jahr um Jahr beschert wurde. Was ihr selbst versagt war, eine Dynastie neu zu beleben, das erfüllte ihre große Tochter. Das Schloß Hetzendorf kaufte Maria Theresia für ihre Mutter, aber es litt sie nicht dort, so oft der Storch in

die Hofburg kam, logierte sich auch die Großmutter dort ein, und sie zeigte den Wienern eines Tages den kleinen Erzherzog Josef. Auf ihre Arme nahm sie ihn und lief mit dem Kinde hinaus zum Volke, das endlich seinen Thronfolger hatte.

In ihren älteren Tagen wurde auch Elisabeth sehr fromm, wie alle Frauen des Hauses Habsburg. Die Kaiserinmutter Eleonore, die Elisabeth einst den Rosenkranz beten und fasten gelehrt, war wie eine Heilige gestorben. In einem einfachen Holzsarg hatte sie ihren Leichnam legen und mit dem Habit der Sklavinnen Mariens bekleiden lassen. Als Inschrift aber bestimmte sie nur die Worte: „Eleonore Magdalena Theresia, arme Sünderin." Die Witwe Josefs, die hannoveranische Muhme, hatte sich zuletzt, als ihre Töchter an die Kurfürsten von Bayern und Sachsen verheiratet waren, ganz in das Kloster der Salesianerinnen zurückgezogen. Sie selbst, Elisabeth Christine, teilte in ihren letzten Lebensjahren ihre Andachten und Wallfahrten zwischen dem Fieberkreuze in Atzgersdorf und der Pfarrkirche mit der geschwärzten Muttergottes in Hietzing, wo sie einst getraut worden war. Sie hatte vor Jahren große Stiftungen für verdiente alte Generale und andre Zwecke gemacht, jetzt stiftete sie nur noch goldene Tabernakel für Kirchen und stickte Meßgewänder für Atzgersdorf und Hietzing. Alljährlich einmal kam eine Prozession von St. Ulrich am Neubau beim Hetzendorfer Schloß vorüber und zog nach Atzgersdorf. Da reihte sich still und unscheinbar die Kaiserin ein und zog betend und singend mit zum wundertätigen Fieberkreuz. Aus der herrlichen Juno und

Venus der Lady Montague war in der damaligen Altwiener Atmosphäre eine fromme Büßerin geworden.

Kaiserin Elisabeth Christine starb am 21. Dezember 1750 in den Armen ihrer zärtlichen Tochter Maria Theresia. Ihr prunkvoller Sarg und der ihres Gemahls stehen sich in der Kapuzinergruft gegenüber, sie schließen die Reihe der habsburgischen Gräber ab. Hinter dem eisernen Gittertor daneben beginnen die habsburg-lothringischen Särge.

Man muß sich wundern, daß noch kein Buch geschrieben wurde unter dem Titel, der über diesen Zeilen steht, denn nichts ist in Maria Theresias Charakterbild so stark ausgeprägt, wie die Neigung zur Erziehung. Wer die tausende Briefe einmal durchblätterte, die von ihr auf die Nachwelt gekommen sind, dem bleibt gewiß von dieser Seite ihrer vielen großen Fähigkeiten ein bleibender Eindruck zurück. Es wäre gewagt, zu behaupten, daß ihre erziehlichen Grundsätze, ihre Vorschriften und Maßnahmen für und gegen ihre vielen Kinder immer auch die richtigen und alleinseligmachenden waren, aber da hinter ihnen eine so große Persönlichkeit, eine so ehrliche, schlichte, mütterliche Frau steht, die sich auf die reichsten Lebenserfahrungen stützt, so verdienen ihre Grundsätze bleibende Beachtung. Wer sich mit der Kenntnis des Menschen, seinem Werden und Wachsen zu beschäftigen liebt, wen es reizt, vom Kapitel der Fürstenerziehung etwas zu wissen, der kann an Maria Theresias Familienbriefen und namentlich an den Vorschriften, die sie für die Erzieher ihrer Kinder ausarbeitete, nicht vorübergehen, sie zählen zu den bedeutsamsten Urkunden über praktische Erziehungskunst, die wir besitzen.

Wie alle andern europäischen Fürstenkinder jener Zeit, war auch Maria Theresia mehr französisch als deutsch gebildet worden. Der internationale Verkehr am habsburgischen Kaiserhofe war so groß, daß man sich für eine Verkehrssprache entscheiden mußte, und

diese konnte damals nur die französische sein. Eine Zeitlang, unter Leopold I., dem Großvater der Maria Theresia, bevorzugte man ausschließlich das Italienische, doch dies scheint sich nicht bewährt zu haben, und man kehrte in der nächsten Generation wieder zum Französischen zurück. Aber daß in Maria Theresia das Gefühl, eine Deutsche zu sein, am tiefsten wurzelte, das zeigte sie stets. Sie fühlte sich „gemächlicher" im französischen Stil, sie schrieb diese Sprache leichter als die deutsche, aber wenn ihr eine Sache naheging, da warf sie das fremde Kleid ab und redete in der Wiener Mundart oder sie zeigte ihren deutschen Stil in seiner ganzen Blöße. Auf seine Pflege war eben weniger Gewicht gelegt worden. Es ist so bezeichnend für diesen Widerstreit natürlicher und anerzogener Gaben in ihrer Brust, daß sie die ersten Briefe, die sie ihrem Bräutigam Franz von Lothringen schreiben darf, deutsch schreibt. Aber sie zeigt schon in einer Nachschrift ihres allerersten Briefes auch ihre französischen und italienischen Künste. Auf die letzteren legt sie besonderes Gewicht, da ihr Franz ja Großherzog von Toskana werden wird und sie eine italienische Fürstin vorstellen soll. Der biederehrsame deutsche Brief mit der Aufschrift: „Dem durchläuchtigsten Fürsten Franzisko, Hertzogen zu lothringen, meinem villgeliebten Bräutigamb" schließt in der Nachschrift mit dem schalkhaften internationalen Satz: „Adieu mäusl, je vous embrasse de tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso, je suis la votre sponsia delectissima." Das „Mäusl" wirkt wie ein Blitzlicht, das tief in die zärtliche Seele der deutschen Prinzessin hineinleuchtet. Und Herzog Franz, der in Wien nur „der schöne Fran-

zos" genannt wurde, beantwortet alle Briefe seiner „Thres" deutsch. „Durchläuchtigste Ertzherzogin! Englische Braut!" ist die Anrede seines ersten Briefes. Auch ihm macht der deutsche Stil offenbar mehr Schwierigkeiten als der französische, aber er vermeidet jedes fremde Wort. Standen die ersten Briefe unter dem seelischen Bann eines angeborenen Taktgefühles oder waren sie als deutsch anbefohlen von den Eltern Maria Theresias? Das dürfte heute kaum festzustellen sein. Jedenfalls schrieben die beiden Verlobten im späteren Leben an ihre Kinder und Freunde und Vertrauten fast nur französisch.

Alfred v. Arneth hat diese Korrespondenz vor Jahrzehnten im Original veröffentlicht und es ist seither oft aus dieser Quelle geschöpft worden. Viele Uebersetzer haben die an sich nicht allzu schwierigen und mit einem kleinen Wortschatz arbeitenden Briefe der Kaiserin übertragen, aber eine deutsche Gesamtausgabe kam nie zustande, man begnügte sich immer mit Proben aus dem überreichen Schatz. Maria Theresia ist unschuldig daran, daß so viele Briefe von ihr auf die Nachwelt kamen, denn sie bat alle ihre Kinder beständig: „Vernichtet meine Briefe!" Und sie fügte hinzu, daß es ihr viel leichter sei, offene und ehrliche Briefe zu schreiben, wenn sie wisse, daß dieselben verschwinden und nie vor fremde Augen kommen werden. Aber Kinder sind unfolgsam. Und so kamen mehrere tausend Briefe zum Vorschein, als die Forscher danach suchten. Und diese Briefe bieten in ihrer Gänze das geschlossene Charakterbild einer großen, in allen Lagen sich selbst getreuen Persönlichkeit. Man hat es gar nicht nötig, Maria Theresia zu idealisieren, sie verträgt auch die

Schatten, die aus manchem dieser Dokumente auf sie fallen und so oft als kleinlich, als hart gegen Widerstrebende und als hausmütterliche Tyrannin zeigen, denn ihr großes Frauenherz ist im Grunde voll Zärtlichkeit und Güte, voll Weisheit. Ihre Frömmigkeit ist echt, ihre Treue gegen alle, die ihr irgendwie nahestehen, rührend, ihr Erziehungseifer aber ist nichts andres als der gewaltige Antrieb zum Guten. Sie hat ein bestimmtes Ideal vom Menschen, und sie möchte jeden besser haben, als er ist. Und sie versucht ihre Erziehungskunst gelegentlich auch am Wiener Publikum und an ganzen Gruppen ihrer Völker, die ihr erziehungs- und bekehrungsbedürftig erscheinen. So wird sie ein strenger, aber nie unliebenswürdiger Typus des patriarchalischen Absolutismus.

Wer sie ganz kennen lernen will, der muß in ihre Kinderstube gehen, muß sie als Erzieherin ihrer Familie beobachten.

Maria Theresia weist der Gräfin Lerchenfeld zwei ihrer kleinen Prinzessinnen zur Beaufsichtigung zu und entwickelt dabei ihre Grundsätze. Ueber die Gesundheit ist peinlich zu wachen und der Leibarzt van Swieten über alles zu unterrichten, was sich ereignet. Im Essen dürfen die Kinder nicht verwöhnt werden, sie müssen alles essen, was auf den Tisch kommt. Eine Auswahl „der besseren Bissen“ ist unstatthaft, Diskurse über das Essen seien zu verbieten. Abneigungen gegen Fische müssen überwunden werden, weil sonst die Ernährung in Fastenzeiten leiden würde. An Fasttagen darf außer den Mahlzeiten nichts genossen werden, ausgenommen ein kleines Stückchen Brot. An den Fischtagen darf manchmal zum Frühstück „Milchkaffee“ oder „Milch-

tee" geholt werden, „sonst aber bleibt es bei der Suppe." Was mag das für eine Suppe gewesen sein? Offenbar Milch- oder Einbrennsuppe. In der Pflege der Kinder fordert die Kaiserin höchste Sauberkeit. Bei den Lektionen sind alle Diskurse, die nicht zur Sache gehören, strenge zu vermeiden. Unnütze Gespräche mit Kammerleuten, Türhütern und Ofenheizern sollen verhindert werden, die Gräfin befehle es strenge. „Sie sind geboren," sagte Maria Theresia von ihren Töchtern, „um zu gehorsamen, und sollen es mithin bei Zeiten gewöhnen. Ich fürchte, die Johanna hat einen starken Kopf, obwohl sie sonst Fähigkeiten genug hat; wenn dem also ist, so ist ihr bei Zeiten selber zu brechen." Und sie fährt fort: „Keine Furcht vor nichts ist selben zu gestatten, weder vor Gewittern, Feuer, Geistern, Hexen oder andern Kindereien, auch den Leuten keine solche Diskurse zu erlauben oder furchtsame Sachen zu erzählen." Auch vor keiner Krankheit sollen sie Scheu haben, nicht vor den Blattern und nicht vor dem Tod. Sie mit dem letzteren beizeiten bekannt zu machen sei gut. Höflich mit allen, namentlich mit Fremden, sollen die Kinder sein, aber mit niemand familiär. Und keine Voreingenommenheit gegen irgend etwas oder irgendwen dürfe ihnen anerzogen werden. Zu verschenken hätten sie zwar nicht viel, sagt die Kaiserin, aber sie sehe es gern, wenn die Kinder Almosen spenden und auch sonst einem oder dem andern etwas geben. Bei den Spielen und im Gewähren von Vergnügungen ist die Gräfin frei, aber nie sollten die Kinder in einem Spiel „etwas Gemeines oder Hartes vorstellen." Für die religiöse Erziehung sorgt neben der Gräfin ein Beichtvater.

In einem andern Abschnitt sehen wir die Mutter, wenn sie für die Erziehung ihrer Söhne Josef, Leopold und Ferdinand die Vorschriften ausarbeitet, und sie tut das eigenhändig und sie tut es deutsch. Von Josef, den sie im zehnten Jahr dem Feldmarschall Karl v. Batthyany übergibt, sagt sie, es sei seinem Willen und Verlangen als Kind in vielen Stücken nachgegeben worden, insbesondere hätten seine Bedienten ihn mit Schmeicheleien verwöhnt und ihm auch einige unzeitige Vorstellungen von seiner Hoheit gegeben. So sei ihm schon jetzt jeder Widerstand unerträglich, er wolle sich nichts versagt sehen und sei gegen andere ohne Gefälligkeit. Sein Abbé hätte diese Fehler zwar schon ein wenig korrigiert, auch habe Josef ein gutes Herz, aber es wäre wohl auf die Fehler zu achten, denn seine zunehmende Lebhaftigkeit werde sie steigern. Sein Unterricht solle abwechslungsreich gestaltet werden, nie pedantisch und langweilig, sonst profitiere er nichts. Und die Kaiserin entwickelt seitenlang ihre Ansichten über die Art, wie Josef behandelt werden müßte, um in allen Tugenden und in allen notwendigen Kenntnissen zu glänzen. Josef soll den soliden Wert an jedem Menschen erkennen lernen und nie sein Gemüt zum Nachteil seiner Nächsten ergötzen, „welches besonders bei großen Herren zu tadeln ist, denen es leicht ist, dergleichen Personen zu betrüben oder zu embarrassieren, welchen nicht erlaubt, sich gleichen Maßes gegen sie zu gebrauchen."

Ein Lehrbuch der Prinzenerziehung könnte man auf diese weitläufige Instruktion für Josef aufbauen. Und noch strenger gefaßt ist die für Leopold, dessen Fehler und Vorzüge sie ebenfalls genau kennt. „Er ist Vorur-

teilen sehr leicht zugänglich und gibt sie nur schwer auf, weil er eine zu gute Meinung von sich hat." Das ist ein Prachtsatz dieser Charakteristik. Leopold ist der Mutter in Miene und Ausdruck zu wenig frei und liebt es, seine Ziele auf „krummen Wegen" zu erreichen. Seine Aussprache und der Ton seiner Stimme sind ihr zu rauh, er gibt sich gern mit kleinen Leuten ab und liebt die vulgären Ausdrücke. Man müsse ihn in guter Gesellschaft zur Konversation anregen, damit er früh lerne, verbindliche Dinge zu sagen. Und der Ehrgeiz sei ihm einzuimpfen, im Waffenhandwerk ein Meister zu werden und der Monarchie große Dienste zu leisten. Ferdinand, den drittgeborenen Sohn, sucht Maria Theresia früh mit aller Liebe und Strenge von den Illusionen seiner Hoheitsgefühle zu heilen, indem sie ihm ständig vorhält, daß er die wenigste Ursache hätte, sich zu übernehmen. Selten schreibt sie: „Mein lieber Herr Sohn, das haben Sie gut gemacht." Es ist fast immer das Gegenteil. Und von allen ihren Kindern fordert sie Rechenschaft über jede Stunde des Tages. Wer ihr die nicht geben konnte, von dem hielt sie nichts. Jeder Mensch müsse seine Zeit einteilen und sie nützlich gebrauchen. Ein gesitteter Lebenswandel geht ihr über alles und sie überwachte die Kinder, die fern von ihr weilten, nach dieser Richtung am strengsten. Ihr Briefwechsel mit der Erzherzogin Amalia in Parma und mit Maria Antoinette in Paris enthält die hervorragendsten Urkunden ihrer mütterlichen Lebensweisheit und sittlichen Strenge. Sie kann hart werden und kalt wie Eis, wenn es nicht nach ihrem Willen geht und nichts fällt ihr schwerer, als zu glauben, daß ihre Töchter sollten anders geartet sein als sie selbst.

Zu oft vergaß sie, der Jugend Zugeständnisse zu machen und einer leichteren Auffassung des Lebens als sie selbst sie besaß. Sie wollte ihre Kinder auch dann noch erziehen und mit absoluter Gewalt beherrschen, als sie ihr längst entwachsen waren.

So ganz war Maria Theresia von ihrer erziehlichen Sendung durchdrungen, daß sie jedem ihrer Kinder, das in die Fremde ging — und dieses Los traf die meisten — andre Lebensregeln mitgab, die auf den besonderen Fall paßten. „Jeden Monat einmal zu lesen!" stand auf den Blättern für Maria Antoinette, der sie überdies in dem Diplomaten Grafen Mercy einen geheimen Gesandten an die Seite gab, da sie ihre Lage von Anbeginn für die schwierigste hielt. Ungemein streng sind die Regeln für die Erzherzogin Amalie, die nach ihrer Meinung nie etwas Rechtes gelernt hatte und bei der sie wenig Eigenschaften entdeckte, einen Mann zu fesseln. Sie gibt ihr ein förmliches Lehrbuch der Ehe in die Hände und unterrichtet sie in jeglicher häuslichen Koketterie. Sie lehrt sie, ihre Fehler zu verbergen. Als obersten Grundsatz aber schärft sie jeder ein, die in ein fremdes Land geht, nichts von daheim zu erzählen, keine Vergleiche anzustellen, nie das zu fordern, was sie in Wien gewohnt war, sondern sich in allem in das einzufügen, was ihr geboten werde und ein lebendiges Interesse für alles zu zeigen, was ihrer neuen Umgebung und ihrem Gemahl wichtig erscheine. Und ehelichen Gehorsam; den sie selber niemals geübt hat, lehrte sie jede. Nur so könne man sich rasch einleben und die Scheidewände niederreißen zwischen sich und der Fremde. Reformieren dürfe man erst, wenn man sich den Boden erobert habe.

Ein Meisterstück frommer, mütterlicher Erziehungskunst und höfischer Erfahrung sind die Vorschriften für die Erzherzogin Karolina, Königin von Neapel, und Maria Antoinette. Als ob Maria Theresia schon 1770 für möglich gehalten hätte, was sich zwanzig Jahre später in Frankreich begab. Beiläufig sagte sie: „Seien Sie nicht allzu neugierig. Pflegen Sie keine Vertraulichkeiten mit geringen Leuten. Uebernehmen Sie keine Empfehlungen. Schreiben Sie mir nichts durch die Post, was, wenn geöffnet, nicht jedermann lesen kann. Für Korrespondenzen vertraulicher Art kommt allmonatig mein Kurier. Ueber die Jesuiten lassen Sie sich in kein Gespräch ein, weder für, noch gegen sie. Und lesen Sie kein Buch, das Ihr Beichtvater nicht genehmigt hat. Es gibt gerade in Frankreich sehr verwerfliche Bücher. Man beobachtet sie genau! Wer seine Ruhe bewahren will, darf sich in nichts einbeziehen lassen, er muß alle Geheimnisse vermeiden." Und all ihren Töchtern und Söhnen sagt sie: „Gebt ein Beispiel! Leuchtet voran! Was ihr unterlaßt, was ihr leicht nehmt, das unterlassen Tausende, das nehmen alle leicht, die auf euch blicken."

Wenn man die tausende Briefe durchblättert, die diese große Regentin in Staatsangelegenheiten geschrieben hat und weiß, wie sehr sie an der Führung der Geschäfte in allen Zweigen Anteil nahm, dann muß man staunen, daß ihr so viel Zeit und so viel geistige Energie übrig blieb für das persönliche Erziehungswerk an ihren zahlreichen Kindern. Sie mußte es freilich erleben, daß ihre Kinder sich wandelten, als sie aus ihren Händen entlassen waren. Die große französische Tragödie erlebte Maria Theresia nicht

mehr. Aber gerade Maria Antoinette, die ganz anders geartet war als ihre Mutter, stieg im Unglück zur höchsten Würde auf und machte ihrer großen Erzieherin keine Unehre.

Die protestantische Erzherzogin

Wo stand der erste Wiener Weihnachtsbaum? Und wer hat ihn uns angesteckt? Die Frage klingt vielleicht verwunderlich, aber sie ist es nicht, denn das erste Jahrhundert dieser Art der Weihnachtsfeier ist für Wien gerade erst voll. Und wir wissen ganz genau Bescheid über ihre Anfänge.

Im Hause des Siegers von Aspern wurde der erste Wiener Christbaum entzündet, und das war im Jahre 1816. Ein Jahr vorher hatte sich Erzherzog Karl mit der lieblichen Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählt, und sie brachte die Sitte des Weihnachtsbaumes von den Ufern des Rheins nach Wien. Sie hatte keine Ahnung davon, was sie damit tat, daß sie ihren Kindern Jahr für Jahr einen Tannenbaum schmückte und im hellen Lichterglanze erstrahlen ließ, ihr war es etwas Selbstverständliches, Heimatliches; in Oesterreich aber und im ganzen katholischen Süden Deutschlands war das Fest der Kinder damals ausschließlich der „Nikolotag," der 6. Dezember. Mit zarter Hand entthronte die protestantische Prinzessin den heiligen Nikolaus und setzte das Christkind an seine Stelle. Freilich, ganz ist der Nikolo auch nach einem Jahrhundert noch nicht verdrängt, sein grotesker Begleiter, der Krampus, gilt beim Wiener Volke noch heute als der beste Kinderschreck, und wo er eine Rute bringt, versüßt er sie auch durch andre Gaben. Aber herrlich und groß hat sich über ihn hinweg die Weihnachtsfeier entfaltet, die ehedem in unsrer katholischen

Welt nur ein nächtlicher Gottesdienst war. Der Christbaum leuchtet heute in allen Wiener Häusern; von der mitternächtigen Christmette wissen nur wenige Menschen etwas, sie ist in dieser großen Stadt beinahe in Vergessenheit geraten.

Viel zu wenig wissen wir vom Innenleben des Erzherzogs Karl. Er hat noch heute seinen vollwertigen Biographen nicht gefunden. Mit Ausnahme jener Bücher, die unmittelbar nach seinem Tode geschrieben wurden, ist nichts Ganzes über ihn zustande gekommen, trotz einzelner guter Anläufe. Auch sein jüngster militärischer Schilderer, der das Material beinahe lückenlos bewältigte, hat es nicht unternommen, uns den großen Menschen zu schildern, der in dem Sieger von Aspern steckte, uns die innere Tragödie dieses Heerführers zu gestalten, der gerade deshalb unter die Räder des Schicksals kam, weil er so hoch stand... In dieser Tragödie ist die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg der hellste Sonnenstrahl. Sie hat den Erzherzog, nachdem der Höhepunkt seiner Laufbahn überschritten war und er verurteilt zu sein schien, das Leben eines Einsamen und Enttäuschten zu führen, doch noch zu einem Glücklichen gemacht.

Nach den Tagen von Aspern war Karl der gefeiertste Held Deutschlands. Kein Dichter, der ihn nicht besungen, kein Patriotenherz, das ihm nicht warm entgegengeschlagen hätte. Und sechs Wochen nach jenem Tage, gleich nach der Schlacht von Wagram, scheidet der Generalissimus von seiner Armee, um im Dunkel des Privatlebens zu verschwinden. Die Völkerschlacht von Leipzig wird ohne ihn geschlagen, das Vaterland wird

befreit, und er darf dabei nicht mittun. Sein kaiserlicher Bruder hat ihn beiseitegestellt. Nur einmal noch appelliert man an ihn. An jenem Schreckenstage, da Napoleon von Elba wiederkehrt und Europa neuerlich in Brand zu setzen droht, erinnert man sich, daß es einen Erzherzog Karl in Wien gibt, und man beruft ihn rasch an die Spitze eines Heeres von verbündeten Truppen, das gegen den Rhein aufbricht. Doch der Feldherr kommt nicht ins Feuer. Er hat sein Hauptquartier in Mainz aufgeschlagen, und während er dort sein Korps um sich versammelt und in Kriegsbereitschaft setzt, fällt schon bei Waterloo der vernichtende Schlag; Napoleon ist endgültig besiegt.

Erzherzog Karl hat als Gouverneur von Mainz Mußetage, er pflegt geselligen Verkehr mit den deutschen Fürsten und dem Hochadel, er kommt auf die Weilburg zum Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau, und dort tritt ihm in der braunhaarigen, helläugigen Prinzessin Henriette, der neunzehnjährigen, herrlich aufgeblühten Tochter des Hauses, sein Schicksal entgegen. Karl zählte bereits vierundvierzig Jahre und war unvermählt geblieben. Klein von Gestalt, aber zäh, gestählt und unverbraucht, mit blitzenden blauen Augen, so schildern ihn seine Zeitgenossen. Und er schrak nicht zurück vor dem Altersunterschied, er warb um Prinzessin Henriette. Sie schwärmt für den großen Helden, lernt ihn lieben und entschließt sich leicht zu einem Ja. Aber so jung sie ist, hat sie eine Bedingung zu stellen. Man hat ihr gesagt, daß alle protestantischen Prinzessinnen, die in das Haus Habsburg heirateten, ihren Glauben aufgeben müßten. Das will sie nicht. Erzherzog Karl gewährt lächelnd die Bedingung, und

schon am 17. September 1815 ist Hochzeit auf der Weilburg. Karl will augenscheinlich allen Einwänden aus Wien zuvorkommen und handelt rasch. Die Trauung wird katholisch durchgeführt und im Ehevertrag festgesetzt, daß die Kinder katholisch erzogen werden sollen; der Braut aber wird ihre Freiheit als Protestantin zugestanden und jede Erleichterung in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten. Wenn das Ehepaar an einem Orte wohnen sollte, wo eine evangelische Gemeinde nicht besteht, darf sich die künftige Erzherzogin einen Hofkaplan ihres Glaubens bestellen.

Nach seiner vollzogenen Ehe verzichtet Erzherzog Karl alsbald auf den Gouverneurposten in Mainz und kehrt mit seiner jungen Gemahlin in die Heimat zurück, nach Wien. Die Sensation seiner späten Vermählung, die noch verstärkt wurde durch den Umstand, daß seine Gemahlin nicht katholisch zu werden brauchte, war schon ein wenig ausgeglüht, als das Paar ankam, und man war nur begierig, wo die Protestantin wohnen würde. Am Ende in der Burg? Dazu kam es nicht. Erzherzog Karl war der Adoptivsohn und künftige Erbe des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Christine, der einstigen Statthalterin der Niederlande. Der große Besitz dieses kinderlosen Paares wartete auf ihn, aber noch lebte Herzog Albert und bewohnte sein Palais auf der Augustinerbastei, das er mit Kunstschätzen bis an den Giebel gefüllt hatte. Doch er besaß auch ein palaisartiges großes Haus in der Annagasse, an der Ecke der Seilerstätte, und dieses überließ er Karl und seiner jungen Gemahlin.

Wir wissen also ganz genau, wo der erste Wiener

Christbaum geleuchtet hat: in der Annagasse Nr. 20, Seilerstätte Nr. 30, der Inneren Stadt.

Die Prinzessin Henriette, nun Erzherzogin von Oesterreich, gewann nicht nur den Kaiser Franz und den Hof für sich, sie eroberte den katholischen Adel und die ganze Stadt durch ihren persönlichen Zauber, die Armen durch ihre planmäßige, unermüdliche Wohltätigkeit, die sie überall selbst ausübte. Und ihren Gatten machte sie überaus glücklich, sie schenkte ihm Jahr für Jahr ein Christkind. Am 24. Dezember 1816 zündete sie einem Töchterchen den ersten Weihnachtsbaum an, und ein Jahr später schmückte sie ihn bereits für ihren kleinen Erzherzog Albert, den späteren Feldherrn Albrecht. Und da sie selbst in der Mode war in der hohen Gesellschaft, so wurde auch ihre Weihnachtsfeier nachgeahmt, der überdies in der berühmten Wiener Hofschauspielerin Sophie Schröder eine zweite Prophetin erstand. Ehe ein Jahrzehnt vergangen war, hatte sich in allen vornehmen Häusern von Wien die schöne Sitte ihr Bürgerrecht erworben.

In gewissen Kreisen des erzkatholischen Wien war man nicht wenig verstimmt über die Tatsache, daß es nun ein protestantisches Mitglied des Kaiserhauses gab. Aber der große Name des Erzherzogs Karl und die bezaubernde Liebenswürdigkeit und Güte seiner Gemahlin hielten alle in Schranken; niemand wagte eine Anfechtung der unabänderlichen Tatsache. Ja, man räumte der Erzherzogin Henriette auch jene Hindernisse aus dem Wege, die sie für die Ausübung ihrer religiösen Pflichten bei ihrer Ankunft in Wien vorfand. Als sie den ersten Gang zur protestantischen Kirche in der Dorotheergasse machte, belehrte man sie, daß dies nur

ein Bethaus und keine Kirche sei, denn Kirchen hätten in Wien nur die Katholiken. Und sie fand auch keinen Eingang in ihre Kirche, sie mußte den Weg über den Hof und durch eine Hintertür nehmen, um ihr erstes Gebet in Wien zu verrichten und das Wort Gottes zu hören. Das verdroß die junge Erzherzogin, und sie sprach ihrem Gemahl das Erstaunen darüber aus. Man habe ihr doch gesagt, daß der edle Kaiser Josef II. ein Toleranzedikt erlassen und alle Bekenntnisse gleichgestellt habe. Soweit wäre es noch nicht, meinte ihr Gemahl, jenes Edikt habe nur die Duldung ausgesprochen, nicht die Gleichstellung aller Bekenntnisse. Aber er wolle trachten, in dieser Sache einen ihrer Würde entsprechenden Ausweg zu finden.

Und Erzherzogin Henriette ging nicht oft den Weg über den Hof und durch die Hintertür in ihr Gotteshaus. Im Jahrbuch der Protestantischen Gesellschaft wurde erst vor wenigen Jahren die Entwicklung dieser Angelegenheit erzählt. Dort sind auch die Urkunden darüber mitgeteilt worden, die im Archiv der protestantischen Gemeinde in Wien verwahrt werden. Schon im Jänner 1816 beginnt der Notenwechsel, und bald erfolgt von der niederösterreichischen Landesstelle der Auftrag, ein eignes Tor für die Erzherzogin auszubrechen, das von der Dorotheergasse aus in das protestantische Bethaus führen soll. Da das Gesetz aber solch einen Eingang von der Gasse bei protestantischen Gotteshäusern verbiete, so müsse das Tor in einen Gang münden, und erst von dort dürfe man in das Innere gelangen. Der Schlüssel zu diesem Tor aber sei in strenge Verwahrung der Bethausverwaltung zu nehmen, und es dürfe nur für den persönlichen Ge-

brauch der Erzherzogin geöffnet werden. Mehr war nicht zu erreichen, und auch dies konnte nur durch eine spitzfindige Gesetzesauslegung erzielt werden. Wollte man nicht einen Protest des päpstlichen Nuntius heraufbeschwören, mußte man sich damit begnügen.

Und so schritt die Erzherzogin Henriette fortan durch ihr eignes Tor in die Kirche, während die Gemeinde nach wie vor durch die Hinterpforte im Hof eingelassen wurde.

Vierzehn Jahre dauerte das eheliche Glück des Erzherzogs Karl, sein zärtliches Familienleben mit Henriette von Nassau und ihren sechs Kindern.

Bald nach seiner Ankunft in Wien hatte Karl seiner jungen Frau auch die schöne Umgebung der Kaiserstadt gezeigt, sie in den Wiener Wald begleitet, nach Mödling und Baden. Und dort, im Helenental bei Baden, gefiel es ihr ganz besonders, die Landschaft erinnerte sie an ihre Heimat. Und immer wieder zog es sie dorthin. Da beschloß Karl, sich im Helenental anzukaufen. Er berief den Wiener Architekten Josef Kornhäusl zu einem Geheimplan. Er mußte nach Nassau reisen, die Weilburg zu studieren, und erhielt den Auftrag, ein der väterlichen Burg Henriettens getreu nachgeahmtes Schloß im Helenental zu bauen. Im Jahre 1822 starb der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, und seine Erben bezogen das Palais auf der Augustinerbastei, ein Jahr später aber war bereits das Schloß im Helenental vollendet, und Erzherzog Karl führte seine Gemahlin und seine Kinder im Sommer 1823 dort ein. Er schenkte das Schloß seinem Jettchen, und sie nannte es W e i l b u r g, so wie ihre Heimatburg, das Stammschloß der Fürsten von Nassau.

Auf diesem romantisch-idyllischen Sommersitz verlebte Erzherzog Karl die glücklichsten Zeiten seines Lebens neben seiner zärtlichen Gattin, die Grillparzer eine der herrlichsten Frauen nennt, die je zum Kaiserhause gehört haben, im Kreise seiner aufblühenden Kinder. Der bisher nur in dürftigen Auszügen bekannt gewordene Briefwechsel zwischen Karl und seinem Jettchen gewährt einen erfrischenden Einblick in das edelste und schönste eheliche Verhältnis. „Du und die Kinder haben in meinem Herzen Gefühle entwickelt, welche im Keim und verborgen darin lagen. Sie mehren täglich mein Glück," schreibt er ihr einmal, da er nur wenige Tage abwesend ist. Ein andermal ruft er aus: „Es gibt wohl wenig glücklichere Menschen als ich!" Solche Zeugnisse aus der Feder des wortkargen, von einer gewissen Melancholie umwitterten Helden von Aspern wiegen schwer. Und Erzherzogin Henriette wirkte nicht nur auf ihren Gemahl so beglückend, sie war überall von Bewunderern umringt, alles huldigte ihr. Ihre Sonderstellung im Kaiserhause befruchtete auch die schaffenden Geister, die Poeten, und Grillparzer bekennt, daß diese „herrliche Frau" ihn zu seiner „Esther" angeregt habe. Die biblische Esther, die ihre Abstammung geheim hielt, um auf den Thron zu kommen, und Henriette von Nassau, die als erste ihre Religion gegenüber dem katholischen Hause Habsburg behauptete, flossen dem Dichter in eine Gestalt zusammen. „Und diese Gestalt stand im Mittelpunkt des Dramas," sagte er, „in welchem ich Ideen von Staatsreligion und Duldung aussprechen wollte, die mich hauptsächlich auf diesen Stoff geführt hatten, und die Religion und nicht die Liebe sollte den Inhalt dieses Dramas

ausmachen, ja die letztere nur den Knoten in schöner Weise schürzen." Er entwickelte breit, wie die Erscheinung der nassauischen protestantischen Prinzessin Henriette ihn und die ganze Wiener Bevölkerung auf solche Ideen geführt hatte, „die damals in Oesterreich noch ganz fernlagen."

Rasch und unvermutet, fast tragisch ist die Erzherzogin Henriette gestorben. Die Familie war 1829 spät aus der Weilburg in das Wiener Palais übergesiedelt, hatte noch draußen im Helenental die Freuden des Vorwinters genossen und sich selbst die Tanne für das Weihnachtsfest gewählt. Jetzt war diese angekommen und stand schon geschmückt im Saal. Die Erzherzogin selbst ging in die Stadt hinab, um die letzten Einkäufe zu besorgen. Als sie sich in einem Laden allerlei Gegenstände zeigen ließ, stürzte eine Frau herein und bat, man möge sie zuerst bedienen, sie habe es sehr eilig, denn ihre Kinder lägen daheim im Scharlachfieber, und sie wolle ihnen doch noch eine Freude bereiten. Die Frau erkannte die Erzherzogin nicht. Diese aber trat teilnahmsvoll auf sie zu, erkundigte sich nach ihren Kindern, gab der besorgten Mutter gute Ratschläge und ließ ihr den Vortritt beim Einkauf. Schon als die Erzherzogin heimkam, fühlte sie sich unwohl. Aber sie überwand sich selbst und feierte den Weihnachtsabend wie stets im Kreise ihrer Kinder. Am nächsten Tage hatte sie Halsschmerzen, es stellte sich Erbrechen ein, und sie fieberte. Alsbald zeigte sich ein frieselartiger Ausschlag, sie wurde von ihren Kindern getrennt, und nach viertägiger Krankheit, am 29. Dezember, starb sie. Im Alter von zweiunddreißig Jahren, in vollster Blüte, ging sie dahin.

Ganz Wien trauerte mit dem tiefgebeugten Erzherzog Karl und seinen Kindern.

Aber nun begann das Satyrspiel der Tragödie. Der Nuntius trat in Aktion. Er erschien beim Fürsten Metternich, um die Formen des Begräbnisses und der Beisetzung der Erzherzogin mit ihm festzustellen. Es mußte rasch ein eigenes Hofzeremoniell erfunden werden, und man wollte alles umstürzen, was bis dahin üblich war. Erzherzogin Henriette sollte nicht in der Gruft der Habsburger bei den Kapuzinern beigesetzt werden, St. Stephan verzichtete auf ihre Eingeweide, die Kirche von St. Augustin auf ihr Herz. Ihre Aufbahrung durfte nicht in der Burgkapelle durchgeführt werden, sondern bloß in der Ritterstube der Hofburg. Welche Schritte der vom tiefsten Schmerz zerrissene Erzherzog Karl unternahm, um die Tote dorthin zu betten, wo ihm selbst einst zu ruhen bestimmt war, ist nicht bekannt. Kaiser Franz aber schritt mit einem Nachdruck, der alles erstaunen machte, für die Beisetzung in der Kapuzinergruft ein, ja, er drohte den Mönchen mit einer Verlegung der kaiserlichen Familiengruft. Erzherzogin Henriette gehöre im Tode zum Kaiserhaus, wie sie ihm Leben zu ihm gehört habe, sagte er. Und so erfolgte die Beisetzung bei den Kapuzinern, aber alles andre unterblieb. Der Superintendent helvetischen Bekenntnisses hielt ihr die Grabrede, der katholische Burgpfarrer stand daneben, hatte aber seinen Ornat nicht angelegt.

Es klingt wie ein Märchen aus alten Zeiten, wenn man heute so etwas erzählt, und auch in Wien sind diese Tatsachen kaum noch jemandem bewußt. Im heurigen Jahre werden wir den hundertsten Geburtstag

des ersten Wiener Christbaums feiern, und da wird man wohl auch der edlen Frau gedenken, die ihn den Wienern schenkte.

Auf dem Sarge der Erzherzogin Henriette in der Kapuzinergruft stehen die Worte: „Morte praematura decessit“ — Vorzeitig hat der Tod sie hinweggenommen.

Einen Monat nach dem Tode der protestantischen Erzherzogin erhielt die Verwaltung des Bethauses in der Dorotheergasse einen seltsamen Auftrag. Das einst für die Erzherzogin ausgebrochene Tor sei sogleich wieder zu vermauern. Wie? Ja, ja, es sei zu schließen, als ob es nie gewesen wäre. Man bat wegen der strengen Jahreszeit um Aufschub der Maßregel, und der wurde gewährt. Wahrscheinlich hoffte die Gemeinde ... Aber im Sommer 1830 kamen dann die Maurer und füllten die Lücke wieder aus, die freventlich in die alte Ordnung gerissen worden war.

Nicht für immer! Im Jahre 1861 erschien in Oesterreich das Protestantenpatent über die Gleichstellung aller Bekenntnisse, das Kirchentor in der Dorotheergasse tat sich weit auf, und erhobenen Hauptes schreitet seitdem die Gemeinde durch die Pforte der Erzherzogin Henriette.

Franz Ferdinand

(Geschrieben nach dem Mord in Sarajevo.)

Die Hand eines Buben hat den wichtigsten Mann getötet, den Oesterreich-Ungarn zurzeit besaß. Er stand neben dem greisen Kaiser Franz Josef als die verkörperte Kraftquelle der Zukunft, er war ein Willensmensch mit ganz bestimmten Zielen, und wir erhofften uns viel von ihm. Dieses gründlich auseinander regierte Oesterreich sollte er wieder zusammenfassen zu einer Einheit, und wir fühlten schon die feste Hand, die nach dem Zügel griff. Nie gab es einen mächtigeren Thronfolger als ihn. Und nun ist er dahin, weggewischt von der Tafel der Lebenden, als wäre er nie gewesen. Die Epoche, die er diesem Staat bereitet hätte, wird nie sein, denn er hat keinen Erben seiner Pläne und Entwürfe, er hinterließ keinen Vertrauten als Nachfolger. Zwischen dem alten Kaiser und dem jungen Prinzen Karl Franz Josef, der jetzt zur Thronfolge vorrückt, stand er wie eine Eiche, und niemand konnte voraussehen, daß diese vor der Zeit gefällt werden würde. Und auch die geliebte Frau, die in seine Pläne eingeweiht und vielleicht sein einziger Freund war, fiel mit ihm durch Mörderhand. Nichts von alledem, was ihm am Herzen lag, wird ausgeführt werden oder doch nicht so ausgeführt werden, wie er es wollte. Darin liegt das Tragische dieses Kronprinzenmordes. Er sah das gelobte Land schon vor sich, er stand mit

einem Fuße schon darin und auf der Schwelle ereilte ihn sein Verhängnis.

Wir hatten einst einen anderen Thronfolger als ihn, wir besaßen den temperamentvollen Kaisersohn Erzherzog Rudolf. Alle Welt liebte ihn, denn er war heiter und fröhlich, er gab sich als ein freier, moderner Mensch, es schien, als wolle er der Führer seiner Generation werden. Als er in der Tragödie von Mayerling plötzlich unterging, erbebten die Herzen von fünfzig Millionen Menschen, es war eine Erschütterung wie die Völker Oesterreichs noch keine erlebt hatten. Die Erschütterung von heute ist nicht die gleiche, und doch war es wieder ein Thronfolger, der gefallen ist.

An dem Kronprinzen Rudolf hingen wir mit dem Gemüt, er war uns menschlich teuer; das war uns Franz Ferdinand nie. Wir hofften von Rudolf noch nichts für den Staat, denn der Kaiser stand aufrecht da in voller Kraft, er zählte noch nicht Sechzig; von Franz Ferdinand aber erhofften wir Taten, er sollte uns herausführen aus einem Zustande innerer Versumpfung und Oesterreichs Ansehen gegenüber den allzu dreisten Gegnern wieder hoch aufrichten. Was wir selber wünschten, das erhofften wir von Franz Ferdinand. Unser menschliches Verhältnis zu ihm aber war ein kühles, sozusagen ein verstandesmäßiges.

Und er suchte kein anderes, er bewarb sich nie um die Volksgunst! Als seine Stunde geschlagen hatte, und er aus dem Schatten seines Vaterhauses hervortreten sollte, war er krank. Er mußte in wärmeren Zonen, auf einer Weltreise, und später in Aegypten und Südfrankreich, Heilung suchen. Und es dauerte Jahre, bis er gesund wiederkam. Dadurch war er

den Wienern aus dem Gesicht gekommen. Sie sahen nur immer seinen flotten Bruder, den Erzherzog Otto, der Franz Ferdinand blieb ihnen fremd. Man wußte ja, daß er der Thronfolger war, aber in den ersten zehn Jahren nach Rudolfs Tod wurde das kaum ausgesprochen. Franz Ferdinand schrieb sein großes Reisewerk, er ordnete seine aus fernen Zonen mitgebrachten Jagdtrophäen, seine reichen Sammlungen von Raritäten und Kunstwerken (denn er war der geborene Habsburger Mäzen) und er jagte leidenschaftlich. Auch die Verwaltung des großen Esteschen Vermögens hatte er angetreten, das von der modenesischen Tertiogenitur der Habsburger stammt und immer dem Thronfolger zur Verfügung steht. Sehr langsam rückte er beim Kaiser vor, sehr selten kam er in die Lage, seine Stellvertretung bei gesellschaftlichen Anlässen zu übernehmen. Und er drängte sich auch nicht dazu, er suchte nicht die Oeffentlichkeit. Ernst und einsam, nur einem kleinen Kreise bekannt, ging er seinen Weg. Er war streng religiös erzogen, und man sagte ihm nach, daß er nie mit den zwei Freigeistern am Hofe, dem verstorbenen Kronprinzen Rudolf und dem seither verschollenen Erzherzog Johann, dem berühmt gewordenen Johann Orth, sympathisiert habe.

Eines Morgens stand Franz Ferdinand ganz plötzlich im Vordergrund, auf einmal bereitete auch er der Welt eine Ueberraschung. Die stattliche Komtesse Sophie Chotek, eine Hofdame der Erzherzogin Isabella, hatte sein Herz gewonnen, und er kämpfte im stillen — wie man jetzt erfuhr — schon seit Jahren um ihren Besitz. Der Kaiser hatte so viel erlebt in seinem Hause, daß er dem zähen Willen des Erzherzogs zuletzt keinen

persönlichen Widerstand mehr entgegensetzte. Die Bischöfe und Minister waren nutzlos aufgeboten worden gegen ihn, er wich nicht von seinem Vorhaben und setzte die Krone dagegen ein. Das imponierte. Sein Bruder Otto, der hinter ihm stand, wäre ein zu lustiger Thronanwärter gewesen, und so mußte man einen Ausweg finden für eine morganatische Ehe Franz Ferdinands. Er sollte für seine Nachkommenschaft auf die Erbfolge Verzicht leisten und einen Eid darauf schwören, daß er nie etwas unternehmen würde zur Aenderung der Stellung seiner Gemahlin und ihrer Kinder. Und er tat, was man von ihm forderte, der feierliche Akt fand in Anwesenheit des versammelten Kaiserhauses und der höchsten Würdenträger in der Wiener Hofburg statt. Der hochgewachsene blonde Prinz mit dem männlichen Kopf und den seltsamen Augen, deren dunkle Pupillen von einem hellen Ring umgeben waren, sprach die Eidesformel mit fester Stimme nach und entschied über das Schicksal seiner etwaigen Nachkommen.

So wurde die Gräfin Chotek die Gemahlin des Thronfolgers von Oesterreich-Ungarn und der Kaiser erhob sie zur Fürstin, später zur Herzogin von Hohenberg. Franz Ferdinand, der immer ein starkes geschichtliches Interesse für sein Haus bekundete, wählte diesen Namen, den einst die Gemahlin Rudolfs von Habsburg trug. Ein altes Geschlecht sollte neben dem Thron der Habsburger verjüngt erstehen, die Fürsten von Hohenberg.

Der Thronfolger hatte seinen Willen durchgesetzt. Die Welt hatte Achtung vor seiner romantischen Tat, die aus reiner Neigung vollführt wurde, sie sah, daß

er ein Mann war. Aber löse einer das Rätsel der Volksseele — diese unebenbürtige Gemahlin gefiel den Wienern nicht, sie glaubten das Recht auf eine echte Prinzessin zu haben für ihren Thronfolger. Die Gräfin war nicht jung (sie hatte die Dreißig überschritten), und von Geburt war sie eine „Böhmin". Aber das Ehepaar, das sich im „Belvedere", dem Sommerpalast des Prinzen Eugen, ein fürstliches Nest gebaut hatte, war glücklich und kümmerte sich wenig um das Urteil der Menge. Doch es war nicht bloß das Urteil der Menge, vor allem konnte der Kaiserhof und dessen spanische Etikette kein Verhältnis finden zu der morganatischen Gemahlin eines Thronfolgers. Dieser hatte den ersten Rang nach dem Kaiser, seine Gemahlin den letzten. Ja, sie mußte nicht nur hinter der jüngsten Erzherzogin zurückstehen, selbst die exterritoriale Prinzessin Henriette Liechtenstein-Liechtenstein hatte den Vortritt vor der Herzogin von Hohenberg. Das fiel so peinlich auf, daß der Kaiser ihr alsbald den Titel Hoheit verlieh, und nun war sie die Erste — hinter der letzten Erzherzogin. Aber noch reichte ihr kein Erzherzog den Arm, es mußte ein anderer Hofkavalier sie geleiten. Es begegnete ihr sogar, daß sie einmal allein dastand und keinen Kavalier hatte. Das stellte Franz Ferdinand in einer erregten Stunde selber fest.

So groß das häusliche Glück der beiden und die Freude über die drei Kinder, die allmählich gekommen waren, gewesen sein mochte, so demütigend, so unerträglich war dem Erzherzog-Thronfolger die gesellschaftliche Stellung seiner Frau, und er verschloß sich immer mehr vor der Welt. Der greise Kaiser war den Verpflichtungen des Wiener Karnevals nicht mehr ge-

wachsen, aber der Thronfolger lehnte es ab, ihn zu vertreten, da seine Gemahlin öffentlich nicht an seiner Seite erscheinen sollte. Sobald der Fasching begann, flüchtete er mit den Seinen in die Schweiz. Es gab fortgesetzte Kämpfe hinter den Kulissen des Hoflebens, und es war zuletzt kein Hofball mehr möglich. Der Kaiser selbst zeichnete die Herzogin bei jeder Gelegenheit aus, aber die Damen des Kaiserhauses duldeten kein weiteres Avancement der Herzogin. Es fehlt ihr ja nur noch eine Silbe zur Ebenbürtigkeit, aber die war und blieb ihr unerreichbar in alle Ewigkeit. Dennoch veränderte sich allmählich manches zu ihren Gunsten. Franz Ferdinand hatte sie am Berliner, am Bukarester und am Londoner Hofe präsentiert, und sie war dort als ebenbürtig aufgenommen worden. Das wirkte auch zurück auf Wien. Nach zehnjähriger Ehe erschien sie endlich neben dem Thronfolger in der Hofloge, an seinem Arm erschien sie auch auf dem Ball des Flottenvereins, der eine Schöpfung Franz Ferdinands war. Der Prinz frondierte in jener Zeit ein wenig. Er betonte seine Untrennbarkeit von der Herzogin auch dadurch, daß er sich eine Familiengruft bauen ließ, fern von der Kaisergruft der Habsburger. Selbst im Tode sollte man ihn nicht trennen von der Frau seiner Wahl. Und aus dem engsten Kreise des Belveders sickerte damals das Gerücht durch, die Herzogin würde einst den Titel einer Kaiserin-Gemahlin führen.

Man empfand so etwas, wie ein Trutzspiel dieser Frau, und die Welt schrieb ihr einen großen Einfluß auf Franz Ferdinand zu. Schon traten Skribenten auf, die ihre Ebenbürtigkeit zu beweisen suchten, und es schien, als wollte man die Welt vorbereiten auf eine

künftige Kaiserin Sophie. Vom Thronfolger selbst ist darüber keine Aeußerung bekannt. Aber ihm waren Eide heilig, er und seine Gemahlin galten als überaus fromm, es kann nicht angenommen werden, daß sie den Bruch eines so feierlichen Gelöbnisses planten.

Der Charakter des Erzherzogs Franz Ferdinand neigte stets zu Ernst und Strenge und man fand ihn oft rauh. Die vierzehn Jahre seiner Ehe, in denen er allmählich in die großen Staatsgeschäfte hineinwuchs, in denen er an die Spitze der Armee und der Flotte gestellt wurde, vollendeten seine Reife. Aber es fiel mehr als ein Wermuttropfen in den Glücksbecher dieser Jahre und auch die Feier seines 50. Geburtstages bewies, daß er sich wohl die Achtung weiter Kreise und die Aufmerksamkeit Europas errungen, nicht aber Volkstümlichkeit, nicht Liebe. Es blieb alles so kühl ihm gegenüber, wie er selbst zu sein schien. Von ihm ging keine Wärme aus. Er kam der Welt nicht einen Schritt entgegen, und die Lenker der öffentlichen Meinung, die Leute von der Presse, drangen nie bis zu ihm. Seine Stellung war eine sehr schwierige. Je mehr man merkte, daß er eine Rolle zu spielen begann und daß er vor jeder wichtigen Entscheidung in Armee- und Staatsangelegenheiten vom Kaiser berufen und gehört wurde, desto wortkarger wurde Franz Ferdinand. Er vermied es, zu zeigen, was er bedeute und einen Schatten zu werfen vor den Thron. Alles Licht sollte immer auf den Kaiser fallen. Nie hatte sich Kronprinz Rudolf, wenn er irgendwo den Kaiser vertrat, darüber beschwert, daß die Zeitungen über ihn schrieben und jeden seiner Aussprüche wiedergaben. Im Gegenteil, er roch die Druckerschwärze sehr gern. Franz Ferdinand haßte sie. Was

er mit Personen, die ihm vorgestellt wurden, sprach, wollte er unter keinen Umständen in den Blättern lesen. Er fühlte sich geniert durch die Aufpasser und mochte voraussehen, daß durch die Veröffentlichung alle seiner Aussprüche Reibungsflächen zwischen ihm und dem Kaiser entstehen konnten. Im engsten Kreise floß sein Redestrom sehr munter, in der Oeffentlichkeit versiegte er. Dies aber trug dazu bei, daß er dem großen Publikum fremd blieb. Soweit man aus einzelnen Anzeichen schließen und nach Gerüchten und Anekdoten urteilen durfte — und diese flogen scharenweise auf — war Franz Ferdinand eine durch und durch konservative Natur und es deckten sich seine Anschauungen mit denen der strengsten katholischen Kreise. Er soll selbst Generale darnach gefragt haben, ob sie fleißig die Messe besuchen. Und seine Gemahlin, das erzählt sich alle Welt, tat dasselbe gegenüber jedem Künstler oder Handwerker, der in Konopischt beschäftigt wurde. Das wurde stark empfunden, denn es widerstrebte der durch Kaiser Franz Josef geschaffenen liberalen Ueberlieferung. Nie tat der Kaiser, so religiös er ist, ähnliche Fragen. Aber trotz dieser Vorkommnisse soll der Thronfolger sich, so sagt man, auch in kirchlichen Fragen einen freien Blick bewahrt und in Rom zu manchem Widerspruch Veranlassung gegeben haben. Ganz sicher war man seiner dort nicht. Bezeichnend dafür ist eine Anekdote. Er äußerte sich gegenüber einem französischen Schriftsteller darüber, daß man ihm vorwerfe, er empfange zu viele Geistliche. Weiß man denn, sagte er, ob ich sie empfange, um das zu hören, was *sie* mir zu sagen haben? Vielleicht empfange ich sie, damit sie *meine* Meinungen hören.

Wo die eigentliche Stärke Franz Ferdinands lag, das weiß man nicht. Der Armee gehörte er, der Ueberlieferung gemäß, seit frühester Jugend an, mit dem Staat begann er sich erst nach seinem dreißigsten Jahre zu beschäftigen, erst nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf. In der Armee stieg er hoch und sie wurde zuletzt seiner Obhut anvertraut und seiner Energie. Er setzte die größten Reformen durch, er wechselte die Personen in den wichtigsten Stellen aus und brachte ein neues Geschlecht in den Vordergrund. Alles, was in den letzten Jahren geschah, schrieb man ihm zu. Er mußte manche Empfindlichkeit verletzen und wurde auch in der Armee nicht populär, nicht beliebt. Er verstand es nicht, die strengen Maßnahmen, die das Interesse des Dienstes von ihm forderten, durch Pflege der Kameradschaft, durch gute persönliche Beziehungen zu den Regimentern zu mildern. In Wolkenhöhe blieb er auch der Armee fern, obwohl er sie liebte und sie stark und mächtig sehen wollte. Namentlich für ihr einheitliches Kommando, das von Ungarn aus unterwühlt wurde, soll er sich stürmisch eingesetzt haben. Ein Ministerium stürzte, das den Madjaren Zugeständnisse machen wollte, und seine Mitglieder erholten sich nicht wieder. Und auch die Flotte verdankt seiner Energie viel — sie verdankt ihm alles. Wir haben Italien im Jahre 1866 auf der Adria geschlagen, aber wir ließen es ruhig geschehen, daß uns dieser Staat seither überflügelte und daß wir ihm — so glaubte man allgemein — zur See nicht mehr hätten die Stirn bieten können. Das ist durch Franz Ferdinand wettgemacht worden. Ihm und seiner zähen Energie ist es zuzuschreiben, wenn wir heute schon ein halbes Dutzend Großkampfschiffe

besitzen und in einigen Jahren sechzehn solcher haben werden. Die neuen Männer, die er auf die verantwortlichen Posten stellen ließ, haben die Vertretungskörper in Cis- und Transleithanien zu überzeugen gewußt, daß wir das Versäumte schleunigst nachholen müssen.

Franz Ferdinands Verhältnis zum Staat und den vielen Nationalitäten war bei weitem nicht so klar, wie das zum Heer und zur Flotte. Welche Gedanken er sich über den Wirrwarr in der österreichischen Reichshälfte machte, das scheint man überhaupt nicht zu wissen. Daß er für die freie Entwicklung aller Nationen im Rahmen eines starken, einheitlich regierten Großösterreich schwärmte, das wird von Männern behauptet, die sich ihm persönlich nahen durften. Diesem Ideal stand der Dualismus entgegen, die Machtstellung Ungarns. Und er wollte den Dualismus nicht in Frage stellen oder beseitigen, aber das ungarische Problem beschäftigte ihn mehr als jedes andere und er hatte ein offenes Auge für die unhaltbare Lage der Nationalitäten, die die Mehrheit in Ungarn bilden und im offiziellen Leben des Staates nicht vorhanden sind. Die Befriedigung der drei Millionen Rumänen ging ihm besonders nahe, es scheint, daß er die törichte Behandlung dieses Volkes, das zum Irredentismus erzogen wird und dessen Leiden uns die Intelligenz des Königreichs Rumänien zum Feinde gemacht hat, entschieden verdammte. Auch mit den zweieinhalb Millionen Deutschen in Ungarn hatte er Fühlung, auch über sie ließ er sich berichten und während Graf Tisza in dem Ofen-Pester Rumpfreichstag ein neues Wahlgesetz durchpeitschte, ließ sich Franz Ferdinand in Wien von einem Deutschungarn

ein anderes ausarbeiten, das in seinen Mappen bereitlag für den Fall der Thronbesteigung. Auch die Wünsche der zwei Millionen Slowaken kannte er genau. Er bereitete sich für die schwierigen ungarischen Angelegenheiten so gründlich vor, daß man in seinem Nachlaß vielleicht sogar die Liste seines ersten ungarischen Ministeriums auffinden könnte. Und sie dürfte nicht lauter madjarische Namen enthalten.

Er dachte nicht an einen Staatsstreich. Auch ist es nach den Mitteilungen des ungarischen Grafen Eugen Karatsony unrichtig, daß er sich — so wie Josef II. — in Ungarn nicht wollte krönen lassen. Er wich dem Verkehr mit den Staatsmännern in Ungarn geflissentlich aus, er wollte sich nicht einmal durch verbindliche Worte mit einem derselben alliieren und Graf Andrassy sagte noch in seinem Nachruf auf Franz Ferdinand: „Wir kannten ihn nicht.“ Nun, andere, weniger offizielle Persönlichkeiten aus Ungarn, kannten ihn. Was er den Vertretern der Nationalitäten, die Denkschriften für ihn ausarbeiteten, alles gesagt hat und sagen ließ, darüber werden diese uns ja manches zu erzählen haben, aber es genügt nicht, das heranzuziehen, was er dem Magyaren Eugen Karotsony sagte. Dieser Aristokrat und seine Gattin verkehrten im Belvedere und sie äußerten sich im Ofen-Pester „Magyarorszag“ voll Rührung über diesen Verkehr. Man sprach auch einmal über die Krönungsfrage, und der Graf erzählt: „Es war seine Absicht, sich krönen zu lassen, aber vor seiner Krönung wollte er die Wünsche der ungarischen Völker kennen lernen, um zu wissen, woran er sich zu halten habe, denn nach seinen Worten muß ein guter Herrscher die Aspiratio-

nen und das ganze Seelenleben seiner Völker kennen, die unter seine Krone gehören. Bis nun hatte er keine Gelegenheit, sich darüber zu unterrichten. Es war seine Absicht, eine Art Deklaration zu erlassen. Er wollte den siebenundsechziger Ausgleich wiederholen." Da ein Magyare dies heute verkündet, werden damit die berechtigten Hoffnungen der Nationalitäten auf ihn bestätigt. Er hätte das ungelöste ungarische Problem nicht so übernommen, wie er es vorfand, er würde der Gerechtigkeit in Ungarn zum Siege verholfen haben.

Auch in die äußere Politik suchte er einzugreifen. Er war voll Mißtrauen gegen Italien, während er nicht an die Notwendigkeit eines Krieges mit Rußland geglaubt haben soll. Gegen die serbischen Pläne auf Bosnien wollte er alles eingesetzt sehen, aber er war vor einigen Jahren noch ein Anhänger des Gedankens, einen südslawischen Staat zu schaffen und den Dualismus der Monarchie in einen Trialismus auszubauen mit einem Zentralparlament in Wien. Man versichert aber, er sei von diesem Plane wieder abgekommen.

Zahlreiche Mitteilungen und Anekdoten über Franz Ferdinand, von dem man nur wenige verbürgte mündliche Aussprüche kennt, runden sein Charakterbild zu dem einer vollwertigen Persönlichkeit. Sein Wesen hatte scharfe Kanten und es stieß viele ab, es fiel infolge seiner Rauhheit mancher Minister, mancher Generalstabschef, ja es war in den letzten Jahren sogar eine kleine Flucht der Erzherzöge aus der Armee zu verzeichnen, denn seine Kritik nach militärischen Uebungen soll niemanden geschont haben. Er war unbequem, weil er aus jedem das Letzte herausholen wollte. Man fürch-

tete ihn mehr, als man ihn liebte. Aber jedermann wußte, daß er das Ganze wollte, daß er sein Leben für den Ruhm und die Größe Oesterreichs auf allen Gebieten einzusetzen bereit war. Er war ein Thronfolger, der sich in zwanzigjähriger Arbeit für seine Sendung vorbereitete, und es ist niemand berechtigt, zu glauben, daß er, was er als Thronfolger versprach, als Kaiser nicht gehalten hätte. Sein witziger Bruder Otto soll einmal gesagt haben, der Franz Ferdinand werde dereinst „Der heilige Nero" heißen. Das Wort ist nicht übel, wenn es auch eine groteske Uebertreibung der in dieser Persönlichkeit wirksam gewesenen Kräfte darstellt. Franz Ferdinand war ein frommer Fürst mit dem starken Willen sich durchzusetzen und einer gesunden Dosis Weltverachtung. Der dumme Junge, der ihn niederschoß, kann unmöglich gewußt haben, was dieser Thronfolger bedeutete und was diesem Morde folgen mußte. Es scheint aber, daß es seine Hintermänner um so besser gewußt haben.

Inhalt

Die „Zeitbücher“

herausgegeben von Walter Jerven

Bis jetzt erschienen:

Bd. 1 Wilhelm Schussen, Im großen Jahr. Erzählungen
Bd. 2 Kurt Münzer, Der jüngste Tag. Kriegsnovellen
Bd. 3 1870/71. Lieder und Gedichte. Herausg. von W. Jerven
Bd. 4 Richard Sexau, Siegesopfer. Kriegsnovellen
Bd. 5 Richard Rieß, Krank am Kriege. Kriegsnovellen
Bd. 6 Heldinnen. Erzählungen zu Ehren der Frauen
Bd. 7 Peter Scher, Kampf und Lachen. Glossen
Bd. 8 Leonhard Adelt, Der Ozeanflug. Novelle
Bd. 9 Jul. Bab, Preußen und der deutsche Geist
Bd. 10 Th. Heuß, Schwaben und der deutsche Geist
Bd. 11 W. Handl, Oesterreich und der deutsche Geist
Bd. 12 Ludwig Finckh, Seekönig. Erzählungen
Bd. 13 H. Chotzky, Vom Erleben des Glücks.
Bd. 14 Kurt Münzer, Der Wert des Lebens. Aufsätze
Bd. 15 Wilh. v. Scholz, Fähnrich von Braunau. Novellen
Bd. 16 Carl Busse, Ueber Zeit und Dichtung. Lit. Aufsätze
Bd. 17 R. Presber. Der Weg zum Ruhm. Satiren
Bd. 18 Fritz Mauthner, Vom armen Franischko. Erzählung
Bd. 19 W. v. Molo, Deutschland und Oesterreich
Bd. 20 Alte Kalendergeschichten. Herausg. v. W. Jerven
Bd. 21 Leo Heller, Gott erhalte... Gedichte
Bd. 22 Alfred Huggenberger, Der Hofbauer. Erzählung
Bd. 23 W. Schussen, Der geadelte Steinschleifer
Bd. 24 Hermann Hesse, Am Weg. Erzählungen
Bd. 25 Otto Hörth, Heimat, für die wir kämpfen
Bd. 26 R. Rieß, Der trockene Fisch. Lustige Geschichten
Bd. 27 Heinrich Schäff, Im Zeichen der Stunde
Bd. 28 A. Sexauer, 6 Feldpredigten von einem Laien
Bd. 29 Aussaat! Prosa und Verse einer neuen Jugend mit Beiträgen von René Schickele, Hans Franck, A. Holitscher, Fr. W. Foerster usw.
Bd. 30 Müller-Guttenbrunn, Oesterreichs Beschwerdebuch
Bd. 31 Hans Watzlick, Von deutsch-böhmischer Erde. Erzähl.
Bd. 32 K. Münzer, Seelchen. Erzählungen aus Kinderland
Bd. 33 A. Fendrich, Wanderungen. Soziale Betrachtungen

Bd. 34 **Cl. Brentano**, Fanferlieschen Schönefüßchen I
Bd. 35 **Cl. Brentano**, Fanferlieschen Schönefüßchen II
Beide Bände illustriert von Kasia von Szadurska
Bd. 36 **Fritz Mauthner**, Der steinerne Riese. Erzählung
Bd. 37 **Curt Moreck**, Der Gast. Drei Novellen
Bd. 38 **H. Wiedebach-Woischützky**, Lieselotte lacht
Bd. 39 **Peter Scher**, Das Friedenssanatorium. Glossen
Bd. 40 **Ludwig Finckh**, Graspfeifer Erzählungen
Bd. 41 **Die Bergschmiede** — Novellen schlesischer Dichter
Mit Beiträgen von Paul Keller, Hermann Stehr, Paul Barsch u. a.
Bd. 42 **Paul Enderling**, Zwölf Geschichten
Bd. 43 **Arthur Schubart**, Tiere und Menschen. Skizzen
Bd. 44 **Ungarische Erzählungen**, Band I, mit Beiträgen von Franz Molnar, Ernst Szep u. a.
Bd. 45 **Oskar Walzel**, Zukunftsaufgaben deutscher Kultur
Bd. 46 **Franz Karl Ginzkey**, Lieder
Bd. 47 **W. von Scholz**, Die Unwirklichen. Novellen
Bd. 48 **Leo Heller**, Das schwarzgelbe Buch. Gedichte
Bd. 49 **H. Falkenfeld**, Die Musik der Schlachten. Aufsätze
Bd. 50 **Karl Stieler**, Ein Winter-Idyll
Bd. 51 **Münchner Bilderbogen** mit Beiträgen von A. de Nora, F. Freksa, Karl Ettlinger. Herausg. v. R. Rieß
Bd. 52 **Hans Franck**, Glockenfranzl I. Märchennovelle
Bd. 53 **Hans Franck**, Glockenfranzl II. Märchennovelle
Bd. 54 **A. Müller-Guttenbrunn**, Wiener Geschichtsbilder
Bd. 55 **Heinrich Schäff**, Eine Balkanfahrt I.
Bd. 65 **Heinrich Schäff**, Eine Balkanfahrt II.
Bd. 57 **A. v. Scanzoni**, Von Jagd und Jägern
Bd. 58 **Kurt Schede**, Schatten. Skizzen
Bd. 59 **Karl Escher**, Die Halbstarken. Skizzen
Bd. 60 Der alten Kalendergeschichten Zweiter Teil

Die Sammlung wird fortgesetzt!

Jeder Band (in gezeichnetem Originaleinband) **50 Pfennig**

Verzeichnisse kostenlos durch die

Verlagsanstalt Reuß & Itta, Konstanz a. B.



